Antinahuel.

Vierter Band.

Antinahuel

der

Aucashäuptling.

Eine araukanische Erzählung.

Von

Gustav Aimard.

Aus dem Französischen übertragen.

Vierter Band.

Leipzig.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1859.

I.

Die Hetzjagd.

Wir kehren zu Curumilla zurück.

Die Nacht war dunkel, die Finsterniß vollständig.

Auf den Hals ihrer Pferde niedergebeugt, die sie mit der Hand und mit der Stimme antrieben, jagten die Flüchtlinge mit verhängtem Zügel einem Walde zu, der am Horizonte seine dunkeln Umrisse zeigte.

Aber die unentwirrbaren Windungen des engen Pfades, dem sie zu folgen gezwungen waren, schienen das Ziel, dem sie zustrebten, vor ihnen zu entfernen.

Wenn sie den Wald erreichten, waren sie gerettet!

Ein bleiernes Schweigen lastete auf der Wüste.

In einzelnen Zwischenräumen pfiff der Wind traurig durch die Bäume und überschüttete die Reisenden aller Augenblicke mit einem Schauer dürrer Blätter.

Die Flüchtlinge galoppirten, ohne ein Wort zu

sprechen, ohne einen Blick rückwärts zu richten, die Augen unwandelbar auf den Wald geheftet, dessen erste Baumreihen sich fortwährend näherten, gleichwohl aber noch sehr weit entfernt waren.

Plötzlich erschallte das kräftige Wiehern eines Pferdes gleich dem Schmettern einer Trompete.

„Wir sind verloren!“ rief Curumilla voll Verzweiflung. „Sie folgen uns!“

„Was ist zu thun?“ fragte Dona Rosario ängstlich.

Curumilla antwortete nicht; er überlegte.

Die Pferde liefen immer fort.

„Warten Sie!“ sagte der Ulmen.

Er hielt die beiden Pferde an.

Das junge Mädchen ließ ihn ganz nach Gefallen handeln. Seit einigen Stunden lebte sie nur noch wie in einem Traume und glaubte unter dem Drucke eines furchtbaren Alpes zu liegen.

Der Indianer ließ sie vom Pferde steigen.

„Vertrauet mir,“ sagte er. „Alles, was ein Mensch zu thun vermag, werde ich thun, um Euch zu retten.“

„Ich weiß es,“ sagte sie herzlich, „und ich danke Euch dafür, mein Freund, wie es auch kommen mag.“

Curumilla nahm sie auf die Arme und trug sie so leicht fort, als wäre sie ein Kind gewesen.

„Weshalb tragen Sie mich so?“ fragte sie.

„Um keine Spuren zu hinterlassen,“ antwortete Curumilla.

Er setzte sie vorsichtig am Fuße eines Baumes nieder, den ein Cactusgebüsch umgab.

„Dieser Baum ist hohl," sagte er, „meine Schwester wird sich darin verbergen, und sich nicht rühren, bis ich zurückkehre."

„Ihr verlaßt mich?" fragte sie erschrocken.

„Ich will eine falsche Fährte machen," sagte er. „Bald bin ich wieder bei Euch."

Das junge Mädchen zögerte; sie fürchtete sich.

So ganz allein, mitten in der Nacht verlassen, in der Wüste zu sein! Diese Nothwendigkeit verursachte ihr ein Frösteln des Schreckens, das sie nicht zu unterdrücken vermochte.

Curumilla errieth, was in ihr vorging.

„Das ist unsere einzige Möglichkeit der Rettung," sagte er traurig. „Wenn meine Schwester es nicht will, so bleibe ich bei ihr; aber wenn sie verloren ist, so trägt Curumilla die Schuld nicht.

Der Kampf kräftigt den Willen und treibt das Blut durch die Adern; Dona Rosario war nicht eines jener schwächlichen und krankhaften jungen Mädchen unserer großen europäischen Städte, zarte Pflanzen, welche welken, ehe sie geblüht haben. An den Grenzen der Indianergebiete erzogen, war das Leben der Wüste für sie nicht neu und schon oft hatte sie sich auf Jagdzügen in einer ähnlichen Lage befunden. Sie war begabt mit einer starken Seele und einem energischen Character und begriff, daß sie den Mann, der

sich für sie aufopferte, so viel als möglich unterstützen müsse, um ihm seine ohnehin schon so schwierige Aufgabe nicht ganz unmöglich zu machen.

Ihr Entschluß wurde mit der Schnelligkeit des Blitzes gefaßt; sie verbannte die Angst, die sich ihrer bemächtigt hatte, überwand ihre Schwäche und antwortete mit fester Stimme:

„Ich werde thun, was mein Bruder verlangt.“

„Gut!“ antwortete der Indianer. „So verberge sich denn meine Schwester.“

Er bog vorsichtig die Cactuszweige und die Schlingpflanzen zurück, die den Eingang zu dem hohlen Baume versteckten und zeigte so eine Oeffnung, in der das arme Mädchen sich zitternd wie ein Waldvögelchen in dem Neste eines Adlers verbarg.

Sobald Dona Rosario sich in der Höhlung des Baumes bequem zurecht gelegt hatte, bog der Häuptling das Strauchwerk wieder in die frühere Lage und verbarg damit den Eingang wie mit einem durchsichtigen Schleier.

Durch einen letzten Blick überzeugte er sich, daß Alles vollkommen in Ordnung sei, und daß selbst das geübteste Auge nicht bemerken könne, daß die Zweige wären verschoben worden. Dann kehrte er zu den Pferden zurück, bestieg das seinige, nahm den Zügel des anderen in die Hand und jagte vorwärts. Im rechten Winkel von der Linie abbiegend, welche seine Verfolger einschlagen mußten, galoppirte er ungefähr

zwanzig Minuten fort, ohne die Schnelligkeit der Pferde zu vermindern.

Als er dann weit genug von dem Orte entfernt zu sein glaubte, wo Dona Rosario versteckt war, stieg er ab, horchte einen Augenblick, machte die Hufe der Pferde frei von den Schaffellen, welche bisher den Ton der Hufschläge gedämpft hatten und jagte dann wieder weiter.

Bald ließ der Galopp von Pferden sich hinter ihm hören; Anfangs war er entfernt, allmälig aber kam er näher und näher und endlich wurde er ganz deutlich.

Curumilla hatte einen Strahl der Hoffnung; seine List war gelungen.

Er trieb sein Pferd zu noch schnellerem Laufe an, und indem er seine schweren Holzsporen mit den scharfen Spitzen, an den Flanken des Thieres herabhängen ließ, stemmte er seine Lanze gegen den Boden, stützte sich darauf, hob sich mit der ganzen Kraft seiner Handgelenke empor und ließ sich sanft zur Erde niedergleiten, während die beiden sich selbst überlassenen Pferde ihren wüthenden Lauf fortsetzten.

Curumilla schlüpfte in das Gebüsch und machte sich auf den Weg, zu Dona Rosario zurückzukehren, überzeugt, daß die Reiter, irregeleitet durch die falsche Spur, die er ihnen, wie eine Lockspeise hingeworfen hatte, ihren Irrthum erst erkennen würden, wenn es bereits zu spät wäre.

Der Ulmen täuschte sich.

Antinahuel hatte seine Mosotonen in allen Richtungen ausgeschickt, um die Spur der Flüchtlinge zu entdecken, er selbst aber war mit Dona Maria in dem Dorfe zurückgeblieben.

Uebrigens war Antinahuel ein viel zu erfahrener Krieger, um sich auf solche Art täuschen zu lassen.

Seine Späher kehrten Einer nach dem Anderen zurück.

Sie hatten Nichts entdeckt.

Die Letzten, die kamen, brachten zwei in Schweiß gebadete Pferde mit.

Es waren die beiden Pferde, welche Curumilla hatte laufen lassen.

„Sollte sie uns entrinnen?" murmelte die Linda, indem sie vor Wuth ihre Handschuhe zerriß.

„Meine Schwester," sagte kalt und mit finsterem Herzen der Toqui; „wenn ich einen Feind verfolge, entgeht er mir nie."

„Dennoch —" sagte sie.

„Geduld!" unterbrach er sie. „Eine Möglichkeit hatten sie für sich; das war der große Vorsprung, den ihre Pferde ihnen vor mir gaben. Dank den Vorsichtsmaßregeln, die ich traf, haben sie diesen Vortheil nicht mehr; ich habe sie gezwungen, ihre Pferde zu verlassen, die allein sie retten konnten. Versteht mich meine Schwester?" fügte er hinzu. „Ehe eine Stunde vergeht, sind sie in unseren Händen."

„Zu Pferde denn und aufgebrochen, ohne länger zu zögern," sagte Dona Maria mit krampfhafter Ungeduld, indem sie sich mit einem Sprunge in den Sattel schwang.

„Zu Pferde! Sei es!" sagte der Häuptling.

Sie brachen auf.

Diesmal folgten sie keiner falschen Spur; sie schlugen gradewegs die Richtung ein, in der die Gefangene entflohen war.

Antinahuel führte seine Leute; Dona Maria blieb an seiner Seite.

Inzwischen war Curumilla zu Dona Rosario zurückgekehrt.

„Nun?" fragte sie ihn mit angsterstickter Stimme.

„Binnen wenigen Minuten werden wir wieder ergriffen sein," antwortete er traurig.

„Wie? Bleibt uns keine Hoffnung?"

„Keine! Sie sind ihrer mehr als fünfzig und haben uns auf allen Seiten umzingelt."

„Ach, was that ich Dir, o mein Gott, daß Deine Hand so schwer auf mir lastet?"

Curumilla hatte sich nachlässig auf den Boden gestreckt. Er legte die Waffen, die er im Gürtel trug, mit einem stoischen Fatalismus neben sich, den jeder Indianer zeigt, wenn er weiß, daß er dem ihm drohenden Schicksal nicht entgehen kann. Er erwartete gleichgültig, die Arme über der Brust gekreuzt, die

Ankunft der Feinde, denen er aller Anstrengungen ungeachtet das junge Mädchen nicht zu entziehen vermocht hatte.

„Man hörte schon in der Entfernung die dumpfen Töne von dem Hufschlage der näher und näher kommenden Pferde.

Noch eine Viertelstunde, und Alles war zu Ende.

„Meine Schwester bereite sich vor," sagte Curumilla kalt. „Antinahuel naht."

Das junge Mädchen erbebte bei der Stimme des Häuptlings; sie sah ihn theilnehmend an.

„Armer Mann," sagte sie, „weshalb habt Ihr es versucht, mich zu retten?"

„Die Jungfrau mit den Azuraugen ist die Freundin meiner bleichen Brüder; ich würde mein Leben für sie hingeben."

Dona Rosario stand auf und näherte sich dem Ulmen.

„Ihr dürft nicht sterben, Häuptling," sagte sie mit ihrer sanften, wohllautenden Stimme. „Ich will es nicht."

„Weshalb? Ich fürchte die Martern nicht. Meine Schwester wird sehen, wie ein Häuptling stirbt."

„Ihr habt die Drohungen dieser Frau gehört. Sie bestimmt mich dazu, Sclavin zu sein; mein Leben schwebt daher nicht in Gefahr."

Curumilla machte eine zustimmende Bewegung.

„Aber," fuhr sie fort, „wenn Ihr bei mir bleibt und man ergreift Euch, wird man Euch tödten?"

„Ja!" sagte er kalt.

„Wer wird dann mein Loos meinen Freunden mittheilen? Wenn Ihr sterbt, Häuptling, wie sollen sie dann den Ort erfahren, wohin man mich bringt? Was sollen sie anfangen, um mich zu befreien?"

„Das ist wahr; sie könnten es nicht."

„Ihr müßt daher leben, Häuptling; ist es nicht für Euch, so ist es für mich. Eilet daher, fortzukommen!"

„Meine Schwester will es?"

„Ich verlange es."

„Gut!" sagte der Indianer; „ich eile also fort. Aber meine Schwester lasse sich nicht entmuthigen. Bald sieht sie mich wieder."

In diesem Augenblicke ertönte das Geräusch von nahenden Pferden so laut, daß sie kaum noch zwanzig Schritt entfernt sein konnten.

Der Häuptling raffte seine Waffen auf, steckte sie wieder in den Gürtel, und nach einem letzten Zeichen der Ermuthigung gegen Dona Rosario glitt er zwischen das hohe Gras und verschwand.

Das junge Mädchen blieb einem Augenblick nachdenkend; bald aber erhob es unerschrocken den Kopf und flüsterte mit fester Stimme das einzige Wort:

„Vorwärts!"

Sie trat aus dem Dickicht, das sie den Blicken verbarg, und stellte sich entschlossen mitten auf den Fußpfad hin.

Antinahuel und die Linda waren kaum noch zehn Schritte von ihr entfernt.

„Hier bin ich!“ sagte sie mit finsterer Stimme. „Macht mit mir, was Ihr wollt!“

Durch so viel Muth überrascht hielten ihre Verfolger regungslos still.

Indem sie sich so auslieferte, hatte das muthige Kind Curumilla gerettet.

II.

Schlange und Natter.

Dona Rosario stand noch immer regungslos auf dem Fußpfade, die Arme über der Brust gekreuzt, die Stirn hoch und Geringschätzung in ihren Blicken.

Die Linda, welche sich schnell von ihrem Staunen über das unerwartete Erscheinen ihrer Gefangenen erholt hatte, sprang vom Pferde, ergriff den Arm des jungen Mädchen und schüttelte ihn heftig.

„Oho!“ sagte sie mit spöttischem Tone; „mein schönes Kind, so zwingt Ihr uns also, Euch nachzulaufen? Caramba! Wie munter Ihr seid! Aber

habt keine Angst; wir werden Euch schon zu hindern wissen, Eurer Lust zum Herumstreichen nachzugeben."

Dona Rosario antwortete auf diese Fluth von Worten nur durch ein geringschätziges Lächeln.

„Ha!" rief die Courtisane außer sich, indem sie ihr den Arm heftig drückte, „ich werde Euch schon zwingen, Euren Stolz zu demüthigen."

„Senora," sagte das junge Mädchen, „Ihr thut mir entsetzlich weh."

„Schlange!" entgegnete die Linda, indem sie sie roh von sich stieß, „weshalb kann ich Dich nicht unter meinem Absatz zertreten!"

Dona Rosario machte taumelnd einige Schritte, ihr Fuß stieß gegen eine Wurzel und sie fiel.

Im Fallen schlug sie mit der Stirn gegen einen spitzen Kiesel, stieß einen leisen Schmerzensschrei aus und wurde ohnmächtig.

Antinahuel sprang rasch hinzu, ihr aufzuhelfen.

Ihr Blut floß reichlich aus einer tiefen Wunde, die sie sich geschlagen hatte.

Bei dem Anblicke dieser klaffenden Wunde stieß der Indianerhäuptling das Gebrüll eines wilden Thieres aus.

Er beugte sich zu ihr nieder, hob sie mit großer Sorgfalt auf und suchte ihr Blut zu stillen.

„Pfui!" sagte die Linda mit spöttischem Lächeln, „treibt Ihr das Geschäft eines alten Weibes, Ihr, der erste Häuptling Eures Volkes? Lasset die Zier=

puppe! Eure Sorgfalt ist unnütze; der Aderlaß wird ihr gut thun!"

Antinahuel schwieg; einen Augenblick hegte er den Gedanken, diese Furie zu erdolchen. Er schleuderte ihr einen Blick zu, der so von Haß und Wuth erfüllt war, daß sie darüber erschrak, und unwillkürlich eine Bewegung machte, wie um sich zu vertheidigen, indem sie mit der Hand nach dem Busen griff, als wollte sie den Dolch erfassen, den sie beständig bei sich trug.

Indeß hatte die Sorgfalt Antinahuels keinen Erfolg; das junge Mädchen war noch immer bewußtlos.

Nach kurzer Zeit erkannte die Linda, daß bei dem wilden Häuptling der Araukaner die Liebe den Sieg über den Haß davontrug und ihr ganzer Hochmuth kehrte zurück.

„Man befestige dies Geschöpf auf ein Pferd," sagte sie; „und kehren wir zu der Tolderia zurück!"

„Das Mädchen gehört mir!" rief Antinahuel. „Ich allein habe hier das Recht, über sie zu verfügen, wie es mir gut dünkt."

„Noch nicht, Häuptling; Zug um Zug, wenn Ihr den General befreit habt, liefere ich sie Euch aus!"

Antinahuel zuckte die Achseln.

„Meine Schwester vergißt, daß ich dreißig Mosotonen bei mir habe und daß sie beinahe allein ist."

„Das heißt?" fragte sie mit stolzem Tone.

„Das heißt," entgegnete er kalt, „daß ich der Stärkere bin und daß ich handeln werde, wie es mir beliebt."

„Holla!" sagte sie höhnisch, „haltet Ihr so Eure Versprechungen?"

„Ich liebe das Mädchen!" entgegnete er warm.

„Caraï, das weiß ich wohl," rief sie heftig. „Eben deshalb liefere ich sie Euch aus."

„Ich will nicht, daß sie leide."

„Seht doch, wie wenig wir uns verstehen," sagte sie, noch immer spottend; „ich gebe sie Euch eben deshalb, damit Ihr sie dulden lasset."

„Wenn das der Gedanke meiner Schwester ist, täuscht sie sich."

„Häuptling, Freund, Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht und Ihr kennt das Herz der weißen Weiber nicht."

„Ich verstehe meine Schwester nicht."

„Ihr begreift nicht, daß dies Mädchen Euch nie lieben wird, daß sie für Euch nur Haß und Verachtung haben und daß sie Euch um so mehr unter die Füße treten wird, je mehr Ihr Euch vor ihr erniedrigt."

„Oh," entgegnete Antinahuel, „ich bin ein zu großer Häuptling, um so von einem Weibe verachtet zu werden."

„Ihr werdet es sehen; inzwischen aber beanspruche ich meine Gefangene."

„Meine Schwester wird sie nicht erhalten.“

„Sprecht Ihr im Ernst?“

„Antinahuel scherzt nie.“

„Nun wohl; versucht es, sie mir zu nehmen!“ rief sie.

Und mit einem Satze wie eine Tigerin stieß sie den Häuptling kräftig zurück, ergriff das junge Mädchen und drückte ihr so heftig den Dolch auf die Kehle, daß Blut floß.

„Ich schwöre Euch, Häuptling,“ sagte sie mit schneidender Stimme, funkelnden Blicken und wuthverzerrten Zügen, „daß ich sie wie einen Hund tödte, wenn Ihr nicht redlich die Verpflichtungen erfüllt, die Ihr gegen mich eingegangen seid und mich so gegen sie handeln laßt, wie es mir gefällt.“

Antinahuel stieß einen furchtbaren Schrei aus.

„Haltet ein!“ rief er entsetzt. „Ich willige in Alles!“

„Ha!“ sagte die Linda mit dem Lächeln des Triumphes, „ich wußte wohl, daß ich das letzte Wort haben würde.“

Der Häuptling biß sich vor Wuth über seine Ohnmacht in die geballten Fäuste, aber er kannte dieses Weib zu gut, um noch länger einen Kampf fortzusetzen, der unfehlbar mit dem Tode des jungen Mädchens geendet haben würde. Er wußte, daß die Linda in dem leidenschaftlichen Zustande, in welchem sie sich befand, nicht gezögert haben würde, ihre Gefangene zu tödten.

Durch ein Wunder des Willens, dessen nur die Indianer allein fähig sind, verschloß er die Gefühle, die ihn erfüllten, in sein Herz, zwang sein Gesicht zum Lächeln und sagte mit sanfter Stimme:

„Ohe, meine Schwester ist lebhaft! Was kommt darauf an, ob das Mädchen heute mein wird, oder einige Stunden später, da meine Schwester versprochen hat, sie mir auszuliefern?“

„Ja; aber nur, wenn der General Bustamente nicht mehr in den Händen seiner Feinde ist, Häuptling; eher nicht.“

„Es sei!“ sagte er mit einem Seufzer des Bedauerns; „da meine Schwester es verlangt, handle sie nach ihrem Belieben. Antinahuel zieht sich zurück.“

„Ganz gut; aber mein Bruder sichere mich gegen ihn selbst. Er liebt dieses Mädchen und könnte sich auch andere Male wieder einmischen wollen.“

„Welche Sicherheit kann ich meiner Schwester geben, um sie vollkommen zu beruhigen?“ sagte er mit bitterem Lächeln.

„Die,“ entgegnete sie höhnisch, „daß mein Bruder mir bei Pillian und den Gebeinen seiner Väter schwört, daß er nicht versuchen will, mir das Mädchen zu rauben, noch sich Dem zu widersetzen, was ich mit ihr vornehme, bis der General frei ist.“

Der Häuptling zögerte. Der Eid, den die Linda von ihm verlangte, ist heilig für die Indianer; ihn zu verletzen, fürchten sie im höchsten Grade, denn sie hegen

die größte Ehrfurcht, vor der Asche ihrer Vorfahren. Indeß war Antinahuel in eine Schlinge gefallen, aus der er sich nicht zu ziehen vermochte. Er sah ein, daß es besser sei, sich zu fügen und ein Ende zu machen, und er entschloß sich dazu. Aber innerlich schwor er Der einen unversöhnlichen Haß, die ihn zwang, sich einer solchen Demüthigung zu unterwerfen und gelobte sich, die furchtbarste Rache an ihr zu nehmen, sobald die Umstände es ihm gestatteten.

„Gut," sagte er lächelnd. „Meine Schwester beruhige sich; ich schwöre bei den Gebeinen meiner Väter, daß ich mich Dem nicht widersetzen werde, was ihr gefallen wird, mit ihr vorzunehmen."

„Ich danke!" sagte die Linda. „Mein Bruder ist ein großer Krieger."

Die Courtisane hatte sich eben so wenig, wie Antinahuel, über die Tragweite des zwischen ihnen vorgefallenen Streites getäuscht. Sie sah ein, daß sie sich einen unversöhnlichen Feind gemacht hatte und nahm sich vor, auf ihrer Hut zu sein.

„Meine Schwester kommt?" fragte der Häuptling.

„Ich habe dies Mädchen so bequem als möglich fortschaffen lassen," sagte sie. „Mein Bruder reite voran; ich werde ihm folgen."

Antinahuel hatte keinen genügenden Vorwand mehr, um zu bleiben; er kehrte also langsam und widerstrebend zu seinen Mosotonen zurück, schwang sich in den Sattel und ritt davon, indem er der Linda noch

einen letzten Blick zuschleuderte, der sie mit Entsetzen erfüllt haben würde, hätte sie ihn sehen können.

Die Courtisane beschäftigte sich in diesem Augenblicke nicht mit ihm; sie war ganz ihrer Rache hingegeben.

Sie betrachtete mit dem Ausdrucke grausamer Ironie das junge Mädchen, das zu ihren Füßen lag.

„Elendes Geschöpf," murmelte sie, „ein Nichts raubt Dir das Bewußtsein, und doch haben Deine Schmerzen kaum begonnen. Don Tadeo, Du bist es, den ich verwunde, indem ich diese Dirne martere; werde ich dadurch endlich von Dir erlangen, daß Du mir meine Tochter zurückgiebst? O ja!" fügte sie wild hinzu, „und wenn ich dies Weib mit meinen Nägeln zerreißen sollte!"

Die in ihrem Dienste stehenden indianischen Peonen waren bei ihr geblieben; in der Hitze der Verfolgung und des Streites waren die Pferde, welche Curumilla laufen ließ und die von den Verfolgern zurückgebracht worden waren, bei dem Trupp geblieben, ohne daß Jemand daran gedacht hatte, sich derselben zu bemächtigen.

„Bringt eines der Pferde her!" gebot sie.

Ein Peone gehorchte.

Die Courtisane ließ das junge Mädchen, das Gesicht dem Himmel zugekehrt, quer über den Rücken des Pferdes werfen und befahl dann, die Hände und die Füße ihres Opfers unter dem Bauche des Thieres

mit Stricken, die tief in die Gelenke einschnitten, fest zusammenzubinden.

„Das Mädchen steht nicht fest auf den Beinen," sagte sie mit kurzem, widerlichem Lachen. „Sie hat sich schon verwundet, indem sie fiel und ich will nicht, daß sie die Gefahr eines abermaligen Falles laufe."

Wie das in ähnlichen Fällen größtentheils zu geschehen pflegt, zollten die Peonen, in der Absicht, ihrer Herrin zu schmeicheln, durch lautes Gelächter diesen grausamen Worten Beifall, als hätten sie den lustigsten Scherz enthalten.

Das arme Kind gab beinahe kein Zeichen des Lebens mehr; ihr Gesicht war erdfahl und leichenhaft, und aus ihrer Wunde floß das Blut in reicher Menge bis auf den Boden.

Ihr Körper, der durch die abscheuliche Lage, in der man sie befestigt hatte, furchtbar verrenkt wurde, zuckte krampfhaft und dadurch drangen die Stricke immer tiefer in die Gelenke ihrer Füße und ihrer Hände ein.

Dumpfes Röcheln entrang sich ihrer gepreßten Brust.

Als die Befehle der Linda vollzogen waren, bestieg sie ihr Pferd, nahm das, welches ihr Opfer trug, an den Zügel, drückte beide Sporen ein und sprengte im Galopp davon.

III.

Die Liebe eines Indianers.

Die Linda holte Antinahuel bald ein, der wußte, welche Martern sie dem jungen Mädchen auferlegen wollte und deshalb einige Schritte von dem Orte, wo er sie verlassen hatte, Halt machte, um sie dadurch zu nöthigen, die Schnelligkeit ihres Rittes zu mäßigen.

So geschah es in der That. So sehr Dona Maria auch wünschte, den Schritt der Pferde zu beschleunigen, zeigte der Häuptling doch jene träge Hartnäckigkeit eines Menschen, der nicht verstehen will. Er that, als bemerke er ihre Ungeduld nicht und fuhr daher fort, im kurzen Trab zu reiten, bis sie in San-Miguel angelangt waren.

Diese Handlung der Menschlichkeit, welche ganz von dem Character und den Gewohnheiten des Häuptlings abwich, rettete das Leben Dona Rosario's, welche der Galopp des Pferdes, auf dem sie befestigt war, getödtet haben würde.

Als man die Tolderia erreicht hatte, saßen die Reiter ab, das junge Mädchen wurde los gebunden und halb todt nach eben dem Cuarto getragen, in welchem sie eine Stunde zuvor zum ersten Male der Courtisane gegenübergestanden hatte.

Die Indianer, welche sie trugen, warfen sie roh

in einen Winkel auf den Boden und gingen hinaus. Der Kopf des armen Kindes schlug mit einem dumpfen Tone auf den Fußboden.

Der Anblick, den Dona Rosario bot, war wirklich entsetzlich und würde jedem Anderen, als die Tigerin, gerührt haben, die ein Vergnügen daran fand, sie so grausam zu martern.

Ihre langen Haare hatten sich gelöst, fielen in Unordnung über ihre halbnackten Schultern und waren auf mehreren Stellen mit dem Blute, das ihrer Wunde entquoll, an das Gesicht geklebt. Ihre mit Blut und Koth bedeckten Wangen waren grünlich gefärbt und ihre halbgeöffneten Lippen zeigten ihre fest auf einander gebissenen Zähne.

Ihre Hand- und Fußgelenke, an denen noch Stücker der groben Stricke hingen, mit denen sie auf dem Pferde festgebunden gewesen war, waren geschwollen und zeigten blutrünstige Streifen.

Ihr ganzer Körper bebte und zuckte krampfhaft und ihre keuchende Brust ließ nur mühsam pfeifende Athemzüge hören.

Sie war noch immer ohnmächtig.

Die Linda und Antinahuel traten ein.

„Armes Mädchen!“ murmelte der Häuptling.

Die Linda betrachtete ihn mit verstelltem Erstaunen.

„Ich erkenne Euch nicht mehr, Häuptling,“ sagte sie mit spöttischem Lächeln. „Mein Gott, wie doch die

Liebe einen Mann verwandelt! Wie, Ihr, Antinahuel, der unerschrockenste Krieger aller vier Utal = Mapus Araukaniens, Ihr werdet von Mitleid über das Loos dieser Dirne erfaßt? Valga me Dios, ich glaube, Ihr steht auf dem Punkte, zu weinen wie ein Weib!"

Der Häuptling schüttelte traurig den Kopf.

„Ja," sagte er, indem er das junge Mädchen mit düsterem Ausdrucke betrachtete, „es ist wahr, meine Schwester hat Recht; ich erkenne mich selbst nicht mehr wieder. Ach," fügte er in einem Tone voll Bitterkeit hinzu, „ist es wirklich möglich, daß ich so bin, ich, Antinahuel, dem die Huinkas so viel Böses zugefügt haben? Wie groß ist die Gewalt dieses Gefühles, das ich noch nicht kannte, da es mich zwingt, eine Feigheit zu begehen? Dies Weib ist von einem verfluchten Geschlechte; es gehört dem Manne an, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten die Henker der meinigen gewesen sind; dies Weib ist da, vor mir; es ist in meiner Gewalt; ich kann mich an ihr rächen, kann den Haß befriedigen, der mich verzehrt, kann ihr die grausamsten Martern auferlegen — und ich wage es nicht! — Nein, ich wage es nicht!"

Diese letzten Worte wurden mit einem so furchtbar leidenschaftlichen Tone gesprochen, daß sie das Gebrüll eines in der Schlinge gefangenen Panthers zu sein schienen; sie hatten etwas Entsetzliches, wovon das Herz erstarrte.

Die Linda sah den Häuptling mit einem Gemisch

von Schrecken und Bewunderung an; diese Leidenschaft eines wilden Geschöpfes rührte und interessirte sie, wenn man so sprechen darf; sie begriff alles das Herbe, Grausame, Wollüstige, welches in der Liebe dieses wilden Kriegers lag, dessen einzige Genüsse bis zu diesem Tage die Schlacht, das Blutvergießen in Strömen und das Todesröcheln seiner Opfer gewesen waren.

Sie betrachtete diesen besiegten Titanen, der sich seiner Niederlage schämte und vergebens gegen die Allgewalt des Gefühles rang, das ihn bezwang und der wuthschnaubend eingestehen mußte, daß er besiegt sei.

Dies Schauspiel hatte für sie den ganzen Reiz des Neuen und Unerwarteten.

„Mein Bruder liebt also das Mädchen sehr?“ fragte sie mit sanfter, einschmeichelnder Stimme.

Autinahuel sah sie an, als erwache er plötzlich, heftete einen starren Blick auf sie und drückte ihr, ohne es zu wissen, den Arm so gewaltig, als wollte er ihn zerbrechen.

„Ob ich sie liebe!“ rief er heftig aus. „Ob ich sie liebe! Meine Schwester höre: Ehe mein Vater starb und nach dem Paradiese ging, um auf den glückseligen Prairien mit den auserwählten Kriegern zu jagen, ließ er mich zu sich rufen und indem er seinen Mund zu meinem Ohre neigte — denn das Leben erlosch in ihm und er konnte kaum noch sprechen — offenbarte er mir mit brechender Stimme die Unglücksfälle unserer Familie. „Mein Sohn,“ fügte er hinzu,

„Du bist der Letzte unseres Stammes, Don Tadeo von Leon ist auch der Letzte des seinigen. Seit der Ankunft der Bleichgesichter ist die Familie dieses Mannes immer, überall und unter allen Umständen, im Kampfe gegen die unsrige gewesen. Don Tadeo muß sterben, damit sein verfluchter Stamm von der Oberfläche der Erde verschwinde und der unsrige seine Macht und seinen Glanz wiedergewinne. Schwöre mir, diesen Menschen zu tödten, den ich nirgends zu erreichen vermochte!" — Ich schwur es. „Gut!" sagte er. „Pillian liebt die Söhne, die ihrem Vater gehorchen. Mein Sohn besteige sein bestes Pferd und suche seinen Feind auf, damit, wenn er ihn getödtet hat, dessen Leichnam auf meinem Grabe verbrannt werde und ich mich in jenem Leben daran erfreue." — Durch ein Zeichen gebot mein Vater mir dann, aufzubrechen. Ohne Etwas zu erwiedern, sattelte ich, wie er es gesagt hatte, mein bestes Pferd und kam nach der Stadt, die Santiago genannt wird, entschlossen, um meinen Vater zu gehorchen, meinen Feind zu tödten, wo ich ihn auch treffen möchte."

„Nun?" fragte die Linda, als er plötzlich innehielt.

„Nun," fuhr er mit dumpfer Stimme fort, „ich sah dies Mädchen und vergaß Alles, Eid, Haß, Rache, um nur an die Liebe zu denken und mein Feind lebt noch immer."

Die Linda schleuderte ihm einen Blick der Gering=

schätzung zu; Antinahuel bemerkte ihn nicht und fuhr fort:

„Eines Tages fand dies Mädchen mich dem Tode nahe, mit Wunden bedeckt, verlassen in einem Graben an der Landstraße. Sie ließ mich durch ihre Peonen aufheben, brachte mich nach ihrem steinernen Toldo, und wachte drei Monden lang allein an meinem Lager, so daß sie den Tod, der sich bereits über mich gebeugt hatte, zwang, sich zurückzuziehen."

„Und als mein Bruder geheilt war?" fragte die Linda.

„Als ich geheilt war," fuhr er aufgeregt fort, „entfloh ich wie ein verwundeter Tiger und nahm in meinem Herzen eine unheilbare Wunde mit hinweg! Lange Zeit habe ich gekämpft, gegen mich selbst gerungen, um diese unsinnige Leidenschaft zu besiegen; doch Alles war umsonst. Vor zwei Sonnen, als ich meine Tolderia verließ, wollte meine Mutter, die ich liebte und verehrte, sich meiner Entfernung widersetzen. Sie wußte, daß es die Liebe war, welche mich von ihr fortzog; daß ich sie verließ, um dies Mädchen zu sehen; — nun — meine Mutter —"

„Eure Mutter?" fragte die Courtisane mit stockendem Athem.

„Da sie hartnäckig darauf beharrte, mich nicht fortzulassen, habe ich sie erbarmungslos unter den Hufen meines Pferdes zertreten!" schrie er mit rauher Stimme.

„Ha!“ rief die Linda voll Entsetzen, und wich unwillkührlich zurück.

„Ja, nicht wahr, es ist entsetzlich, seine Mutter zu tödten? Sie wegen eines Mädchens von einem verfluchten Stamme zu tödten! — Oh!“ fügte er mit gräßlichen Lachen hinzu, „wird meine Schwester mich noch fragen, ob ich dieses Weib liebe? — Ihretwegen — um sie zu sehen — um sie eines jener süßen Worte an mich richten zu hören, die sie mit ihrer sanften, wohllautenden Stimme zu mir sprach, als sie bei mir wachte, oder sie nur mir zulächeln zu sehen, wie sie es ehemals gethan, würde ich mit Freuden die heiligsten Interessen opfern, würde ich das Blut meiner theuersten Freunde vergießen und Nichts sollte mich zurückhalten.“

Während er so sprach, dachte die Linda, indem sie ihm zuhörte, sehr ernst nach. Als er schwieg, sagte sie:

„Ich sehe, daß mein Bruder dieses Mädchen wirklich liebt. Er möge mir verzeihen! Ich glaubte, er empfände für sie nur eine jener vorübergehenden Launen, die ein Sonnenauf- und Untergang geboren werden und sterben sieht. Ich habe mich getäuscht und werde meinen Fehler gutzumachen wissen.“

„Was will meine Schwester sagen?“

„Ich will sagen, daß, wenn ich die Leidenschaft meines Bruders gekannt hätte, ich diesem Mädchen die

harten Züchtigungen nicht auferlegt haben würde, die ich sie erdulden ließ."

„Das arme Kind!" seufzte er.

Die Linda lächelte ironisch.

„O, mein Bruder kennt die weißen Frauen nicht," sagte sie. „Es sind Nattern, die man immerhin zertreten mag, die sich aber dennoch erheben, um die Ferse zu stechen, die sie unter sich hält. Man kann mit der Leidenschaft nicht streiten, sonst würde ich meinem Bruder sagen: Danke mir, denn indem ich dieses Weib tödte, bewahre ich Dich vor grausamen Schmerzen. Sie wird Dich nie lieben! Je mehr Du Dich vor ihr demüthigst, um desto kälter, hochmüthiger und verächtlicher wird sie gegen Dich sein!"

Antinahuel machte eine Bewegung.

„Aber," fuhr sie fort, „mein Bruder liebt und ich werde ihm dies Mädchen überliefern. Ehe eine Stunde vergeht, übergebe ich sie ihm, wo nicht ganz geheilt, doch wenigstens außer Gefahr, und ohne die Erfüllung des Versprechens abzuwarten, das er mir leistete, werde ich ihm die Freiheit lassen, über sie zu verfügen, wie es ihm gut dünkt."

„O, wenn meine Schwester Das thut," rief Antinahuel freudetrunken, „so bin ich ihr Sclave!"

Dona Maria lächelte mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke: sie hatte ihr Ziel erreicht.

„Ich werde es thun," sagte sie; „nur drängt die Zeit. Wir können hier nicht länger bleiben. Ge-

bieterische Pflichten nehmen uns in Anspruch; mein Bruder läßt Das außer Acht."

Antinahuel warf ihr einen argwöhnischen Blick zu. „Ich vergesse Nichts," sagte er. „Der Freund meiner Schwester wird befreit werden, sollte ich auch, um Dies zu erreichen, tausend Krieger tödten lassen."

„Gut! Mein Bruder wird es erreichen."

„Nur werde ich nicht aufbrechen, bevor die Jungfrau mit den Azuraugen zum Bewußtsein zurückgekehrt ist."

„So beeile sich mein Bruder, den Befehl zum Aufbruch zu geben, denn in zehn Minuten wird das schwächliche Kind sich in dem Zustande befinden, den mein Bruder wünscht."

„Gut!" sagte Antinahuel. „In zehn Minuten bin ich wieder hier.

Er verließ eiligen Schrittes den Cuarto.

Sobald die Linda allein war, knieete sie neben dem jungen Mädchen nieder, band die Stricke, die noch an ihr hingen, los, wusch ihr das Gesicht mit frischem Wasser, strich ihr die Haare in die Höhe und verband ihr sorgfältig die Stirnwunde.

„Ha," dachte sie, „durch dieses Weib halte ich Dich, Dämon! Handle Du jetzt, wie es Dir gut dünkt; ich bin doch überzeugt, daß ich Dich jetzt stets zwingen kann, meinen Willen zu thun."

Sie hob sanft das junge Mädchen auf, setzte sie auf den Armstuhl, der in dem Cuarto stand, brachte

so gut es gehen wollte, den Anzug ihres Opfers wieder in Ordnung, und hielt ihr ein Glas mit starkem, flüchtigem Salz unter die Nase.

Das Salz that sehr bald seine Wirkung. Das Röcheln hörte auf; die Brust war weniger bedrückt, das junge Mädchen stieß einen tiefen Seufzer aus und öffnete die Augen, indem sie matte Blicke umhersendete. Aber plötzlich blieb ihr Auge an der Frau haften, welche ihr diese Sorgfalt bewies, und wieder überzog Leichenblässe ihre Wangen, die sich rosig zu färben begonnen hatten; sie schloß die Augen und war auf dem Punkte, nochmals ohnmächtig zu werden.

Die Linda zuckte die Achseln, zog ein zweites Fläschchen aus ihrem Busen, öffnete ein Wenig den Mund des armen Kindes und träufelte auf ihre bläulich gefärbten Lippen einige Tropfen der Herzstärkung.

Die Wirkung war schnell wie der Blitz.

Das junge Mädchen richtete sich rasch in die Höhe und wendete den Kopf gegen die Linda.

In diesem Augenblicke trat Antinahuel wieder ein.

„Alles ist bereit," sagte er. „Wir können aufbrechen."

„Sobald Ihr wollt!" antwortete Dona Maria.

Der Häuptling betrachtete das junge Mädchen und lächelte freudig.

„Ich habe mein Wort gehalten," sagte die Linda.

„Ich werde das meine halten," entgegnete er. „Was macht Ihr mit diesem Kinde?"

„Sie bleibt hier; ich habe für Alles gesorgt."

„So laßt uns denn fort!" sagte sie und sich zu Dona Rosario wendend, fügte sie mit boshaftem Lächeln hinzu: „Auf Wiedersehen, Senorita!"

Dona Rosario erhob sich, wie durch Federkraft in die Höhe geschnellt, ergriff ihren Arm und sagte mit trauriger Stimme:

„Ich fluche Ihnen nicht, und wenn Sie Kinder haben, so wolle Gott, daß sie nicht eine solche Marter auszustehen haben, wie die, welche sie mich erdulden ließen!"

Bei diesen Worten, welche ihr Herz trafen, wie mit einem glühenden Eisen, stieß die Linda einen Schreckensschrei aus, kalter Schweiß bedeckte ihre erbleichende Stirn und mit wankenden Schritten verließ sie das Gemach.

Antinahuel folgte ihr.

Bald sagte der sich entfernende Galopp der Pferde dem jungen Mädchen, daß ihre Feinde fort waren und sie sich endlich allein befand.

Das arme Kind, welches sich jetzt seinem Schmerze frei überlassen konnte, brach in Thränen aus, senkte den Kopf in die Hände und rief voll Verzweiflung:

„Meine Mutter! Meine Mutter! Wenn Du

noch lebst, wo bist Du dann? Weshalb eilst Du nicht Deiner Tochter zu Hülfe?"

IV.

Vorbereitungen zur Befreiung.

Wir wiederholten bereits mehrmals, doch nicht ohne Absicht, daß die araukanische Republik eine vollkommen organisirte Regierung hat. In diesem Capitel werden wir eine Uebersicht ihres Militär-Systemes geben, und dadurch unsere Behauptungen weiter belegen.

Um das Volk richtig zu beurtheilen, muß man es nicht aus dem Gesichtspunkte europäischer Civilisation betrachten, sondern nur im Vergleich zu den es umgebenden Nationen.

Es ist erwiesen, daß zur Zeit der Entdeckung Amerika's und der Eroberung Mexiko's und Peru's die Bewohner dieser Länder in der Civilisation wenigstens eben so viel vorgeschritten waren, wie ihre Unterjocher, und daß sie nur durch das abscheuliche System der Eroberer wieder in die Nacht der Barbarei versanken.

Die Araukaner, eine Art amerikanischer Spartaner, haben von jeher für die Erhaltung ihrer Freiheit gekämpft, dieses Gut, das sie höher schätzen, als jedes andere. Darüber haben sie alle übrigen Interessen vernachlässigt und sind so ziemlich auf dem Stande der Civilisation geblieben, auf dem sie sich bei der Ankunft der Weißen befanden; die einzigen Fortschritte, die sie machten, betrafen die Kriegskunst, um leichter den Spaniern widerstehen zu können, von denen sie unablässig bedroht wurden.

Das Heer der Araukaner besteht aus Infanterie und Kavallerie.

Sie haben erst angefangen, sich der Kavallerie zu bedienen, nachdem sie die Vortheile derselben durch die ersten Schlachten erkannt hatten, welche sie gegen die Spanier lieferten. Mit der besondern Gewandtheit, welche den indianischen Stämmen eigenthümlich ist, gewöhnten sie sich leicht an alle Uebungen der Reitkunst und zwar so schnell, daß sie sehr bald ihre Lehrmeister übertrafen. Sie verschafften sich Pferde von guter Race, zogen sie so gut auf, daß sie schon 1568, daß heißt kaum siebzehn Jahre nachdem sie zum ersten Male den Spaniern die Spitze geboten hatten, in ihrem Heere mehrere Schwadronen Reiter hatten.

Es war der Toqui Cadegual, der Urgroßvater Antinahuels, der zuerst, im Jahre 1585, den Befehl zu einer regelmäßigen Organisation dieser Reiterei ertheilte, deren Leichtigkeit und Gewandtheit der Manö=

der binnen kurzer Zeit den Spaniern außerordentlich furchtbar wurden.

Die Manucitalinco — Infanterie — ist in Regimenter und Compagnien getheilt. Jedes Regiment hat einen Effectivbestand von tausend, und jede Compagnie von hundert Mann. Die Organisation der Kavallerie ist ähnlich, nur wechselt die Zahl der Pferde fortwährend sehr bedeutend.

Jedes Corps hat seine Fahne, die als Wappen der Nation einen Stern zeigt.

Eine merkwürdige Thatsache ist es, daß man diesen Gebrauch der Fahnen an den äußersten Grenzen der bewohnbaren Erde bei einem halbcivilisirten Volke findet.

Die Soldaten sind nicht, wie in Europa, an eine Uniform gebunden, nur tragen sie unter ihren gewöhnlichen Kleidern gleichmäßige Kürasse und Helme von Leder, das durch ein gewisses Verfahren gehärtet wird.

Die Kavallerie ist mit sehr langen Lanzen bewaffnet, welche in eine eiserne Spitze von mehreren Zoll Länge auslaufen, die von den Araukanern selbst geschmiedet werden, so wie mit breiten kurzen Schwertern mit drei Klingen; denn die Erfahrung hat sie gelehrt, daß es besser ist, den Feind entschlossen mit blanker Waffe anzugreifen, um ihn zu verhindern, Gebrauch von seinen Feuerwaffen zu machen.

Bis jetzt ist es diesen tapfern Kriegern noch nie gelungen, Pulver zu fabriciren, obgleich sie dazu schon

zahlreiche Versuche gemacht haben. Sie beschränken sich daher auf die Feuerwaffen, die sie erobern und sie sind in dem Gebrauch derselben eben so geschickt, wie die krieggewohntesten Soldaten.

Die Armee setzt sich bei dem Klange der Trommel in Marsch und voran ziehen die Plänkler, den Weg zu recognosciren.

Die ganze Armee, Infanterie und Kavallerie, ist während der Zeit des Marsches zu Pferde, wodurch ihre Bewegungen eine ungemeine Schnelligkeit gewinnen. Im Augenblicke der Schlacht aber steigt die Infanterie vom Pferde und formirt ihre Linien.

Da in diesem Lande jeder waffenfähige Mann Soldat ist und Niemand für die Ausrüstung und Verpflegung sorgt, muß jeder Soldat sich selbst mit Waffen und Lebensmitteln versehen.

Diese Lebensmittel bestehen in einem Sack mit geröstetem Mehl, der am Sattelknopfe hängt. Auf diese Weise manövriren die Truppen, die mit gar keinem Gepäck belastet sind, mit beispielloser Schnelligkeit und da sie sehr wachsam sind, geschieht es häufig, daß sie den Feind überrumpeln.

Wie alle kriegerischen Völker, kennen auch die Araukaner jede List, die im Felde üblich ist und wenden sie an.

Wenn sie während der Nacht lagern, umgeben sie ihr Lager mit breiten Gräben, errichten sehr sinnreiche Befestigungswerke und jeder Soldat ist verpflichtet, vor

seinem Zelte ein Bivouacfeuer zu unterhalten, deren bedeutende Menge, wenn die Armee zahlreich ist, die Augen der Feinde blendet und die Araukaner gegen jeden Ueberfall sichert und Dies um so mehr, da ihr Lager von einer dreifachen Postenkette umgeben wird, die sich bei der geringsten verdächtigen Bewegung eine auf die andere zurückziehen und so der Armee die Zeit gewähren, sich in Vertheidigungsstand zu setzen.

Man sieht aus dem Allen, daß der König der Rächer und der General Bustamente ein großes Interesse dabei hatten, — Jeder aus seinem Gesichtspunkte — sich das Bündniß dieser kriegerischen Nation zu sichern und dahin zu trachten, den Häuptling Antinahuel für ihre Rache zu gewinnen.

Zum Unglück für die beiden Parteihäupter der Chilier war Der, mit welchem sie unterhandelten, selbst — ehrgeizig wollen wir nicht sagen, da er nicht hoffen durfte, einen höhern Rang zu erreichen, als der war, den er bereits bekleidete — von glühendem Patriotismus beseelt und von dem Verlangen verzehrt, seinen Landsleuten die verschiedenen Ländertheile wiederzuerobern, welche die Spanier ihnen durch verschiedene, unglücklich ausgefallene Kriege entrissen hatten. Er wollte, — was beinahe unmöglich war, die araukanischen Grenzen nach beiden Seiten hin ausdehnen.

Gleich den meisten Träumen der Eroberer war auch dieser kaum ausführbar. Wie gering an Zahl die Chilier auch sein mochten, waren sie doch sehr

tapfere Soldaten, unterrichtet, disciplinirt, geführt von guten Offizieren, welche gründliche Kenntnisse in der militärischen Tactik und Strategie besaßen, und dadurch allen Anstrengungen der Araukaner trotzen konnten.

Der kleine Trupp, an dessen Spitze Antinahuel und die Linda ritten, rückte schnell und schweigend auf der Straße vor, welche von San-Miguel nach dem Thale führt, in welchem am Tage zuvor die Verträge erneuert worden waren.

Mit Sonnenaufgange erreichten sie die Ebene. Sie hatten zwischen dem hohen Grase, das die Ufer des erwähnten kleinen Flusses einfaßt, erst wenige Schritte zurückgelegt, als sie einen Reiter mit der größten Hast auf sich zusprengen sahen.

Dieser Reiter war der schwarze Hirsch.

Antinahuel befahl seinen Begleitern, Halt zu machen, um ihn zu erwarten.

„Wozu dieser Halt?“ bemerkte Dona Maria. „Machen wir im Gegentheil, daß wir vorwärts kommen.“

Antinahuel sah sie spöttisch an.

„Ist meine Schwester Soldat?“ fragte er sie.

Die Linda biß sich auf die Lippen, antwortete aber nicht.

Sie sah ein, daß sie einen Fehler begangen hatte, indem sie sich in Dinge mischte, die sie Nichts angingen.

In Araukanien, wie in allen Ländern, welche von den indianischen Stämmen bewohnt werden; ist die

Frau eine Art von Helotin, zu den härtesten Arbeiten verurtheilt, darf sich aber unter keinen Umständen um Sachen bekümmern, die zur Competenz der Männer gehören.

Die Häuptlinge sind in dieser Beziehung nachsichtslos streng und obgleich Dona Maria eine Spanierin, und beinahe die Schwester des Häuptlings war, konnte dieser, ungeachtet seiner Klugheit und seines Verlangens, sie Dona Rosario's wegen zu schonen, sich nicht enthalten, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie nur eine Frau sei, sich deshalb nicht um das Thun der Männer kümmern dürfe.

Dona Maria, welche sich durch den Verweis gedemüthigt fühlte, zog den Zügel ihres Pferdes an, so daß es einige Schritte zurückthat und Antinahuel mit seinem Trupp allein war.

Nach fünf Minuten hielt der schwarze Hirsch mit bewundernswerther Geschicklichkeit sein Pferd dicht neben dem Toqui an.

„Kehrt mein Vater in die Mitte seiner Kinder zurück? fragte er, indem er sich grüßend vor dem Häuptling verneigte.

„Ja!" antwortete Antinahuel.

„Mein Vater ist zufrieden mit seiner Unternehmung?"

„Ich bin damit zufrieden."

„Desto besser, wenn mein Vater seinen Zweck erreicht hat."

„Was hat mein Sohn während meiner Abwesenheit gethan?“

„Ich habe die Befehle meines Vaters vollzogen.“

„Alle?“

„Alle.“

„Gut! Mein Sohn hat nichts Neues von den Bleichgesichtern erfahren?“

„Doch.“

„Worin besteht es?“

„Eine starke Abtheilung Chiaplos trifft Anstalt, Valdivia zu verlassen, um sich nach Santiago zu begeben.“

„Gut! In welcher Absicht? Weiß mein Sohn Das?“

„Ich weiß es.“

„So sage mein Sohn es mir.“

„Sie führen nach Santiago den Gefangenen, den sie den General Bustamente nennen.

Antinahuel wendete den Kopf gegen die Linda, und wechselte mit ihr einen Blick des Einverständnisses.

„Auf welchen Tag haben die Huinkas ihren Abmarsch von Valdivia festgesetzt?“

„Sie machen sich übermorgen mit Sonnenaufgang auf den Weg.“

Antinahuel dachte einige Augenblicke nach.

„Mein Sohn höre, was er zu thun hat,“ sagte

er. „In zwei Stunden wird er sein Lager in der Ebene aufheben, und mit allen Kriegern, die er zusammenbringen kann, nach dem Canon del Rio seco aufbrechen, wo ich ihn erwarten werde. Hat mein Sohn mich verstanden?"

„Ja!" sagte der schwarze Hirsch, indem er sich bejahend verneigte.

„Gut! Mein Sohn ist ein erfahrener Krieger. Er wird meine Befehle mit Verstand ausführen."

Der Vice-Toqui lächelte wohlgefällig über dies Lob seines Häuptlings, der nicht die Gewohnheit hatte, damit verschwenderisch zu sein. Nachdem er sich ehrerbietig vor ihm verbeugt hatte, warf er geschickt sein Pferd herum und kehrte zu seinen Leuten zurück.

Statt noch weiter in der bisher verfolgten Richtung zu reiten, bog Antinahuel etwas rechts davon ab und verfolgte mit seinen Mosotonen im scharfen Trab den nach den Bergen führenden Weg.

Nachdem er einige Zeit schweigend neben Dona Maria hergeritten war, die sich seit seiner letzten Bemerkung wohl hütete, das Wort an ihn zu richten, wendete er sich artig zu ihr und fragte:

„Hat meine Schwester die Bedeutung des von mir gegebenen Befehles erfaßt?"

„Nein," entgegnete sie mit einer leichten Färbung des Spottes; „wie mein Bruder vorhin sehr richtig bemerkt hat, bin ich kein Soldat und folglich halte ich

mich auch nicht für befähigt, militärische Vorbereitungen zu beurtheilen."

Der Häuptling lächelte stolz.

„Diese sind sehr einfach," sagte er mit einer Art hochmüthiger Herablassung, „der Canon del Rio seco ist ein Engpaß, den die Bleichgesichter passiren müssen, um sich nach Santiago zu begeben und in welchem funfzig auserlesene Krieger mit Vortheil gegen eine zwanzigfache Anzahl von Feinden kämpfen können. An diesem Orte habe ich die Huinkas zu erwarten beschlossen; die Moluchos werden sich der Höhen bemächtigen und wenn die Bleichgesichter ohne Mißtrauen in den Engpaß hineingezogen sind, greife ich sie von allen Seiten zugleich mit meinen Kriegern an und sie werden bis auf den letzten Mann niedergemetzelt, wenn sie einen unsinnigen Widerstand versuchen.

„Giebt es keinen andern Weg, um nach Santiago zu gelangen?"

„Es giebt keinen; sie müssen da hindurch."

„Dann sind sie verloren!" rief sie freudig aus.

„Ohne Rettung!" sagte er stolz. „Der Canon del Rio seco ist in unserer Geschichte berühmt. Dort hat mein Ahnherr Cadegual, der große Toqui der Araukaner an der Spitze von acht hundert Huilichen eine spanische Armee in jener Zeit vernichtet, als die Bleichgesichter sich mit der Hoffnung schmeichelten, Araukanien zu unterjochen."

„So bürgt also mein Bruder für die Befreiung des Don Pancho Bustamente?“

„Ja! Wenigstens wenn der Himmel nicht einfällt!“ sagte er lächelnd.

Vier Stunden später langte der kleine Trupp bei dem Canon del Rio seco an.

V.

Contre-Mine.

Der Prophezeihung Trangoil Lanec's entsprechend erholte sich Ludwig von Prébois-Crancé mit staunenerregender Schnelligkeit.

War es nun das Verlangen, seine Nachforschungen bald zu beginnen, war es die Wirkung seiner kräftigen Constitution, genug, am Morgen vor dem zum Aufbruche bestimmten Tage war er vollkommen wohl und verkündete Don Tadeo, daß er im Stande sei, sich auf den Weg zu machen, sobald man wolle.

In den Romanen ist es ganz gewöhnlich, daß gestern schwer verwundete Menschen heute schon wieder ganz gesund sind, als wäre gar Nichts vorgefallen;

aber im gewöhnlichen Leben geht es nicht so zu. Die Natur hat ihre Rechte, denen selbst der Stärkste sich fügen muß. Wenn der junge Franzose, kaum fünf Tage nach seiner Verwundung, schon wieder auf den Beinen war, so kam Das daher, weil seine Wunden nur gefahrlose Schnitte waren, die weiter keine Folge hatten, als ihn durch den Blutverlust zu schwächen. Jetzt waren sie aber durch die häufig erneuerten Umschläge von Oregano, einer außerordentlich heilkräftigen Pflanze für Wunden, schon beinahe vernarbt.

Gleichwohl täuschte sich der junge Mann, geblendet durch die Liebe, höchst wahrscheinlich, indem er versicherte, schon wieder vollständig bei Kräften zu sein. Die Ungeduld, die ihn verzehrte, ließ ihm Dies ohne Zweifel glauben. Jedenfalls ließ die Bewegung, in der er sich befand, glauben, daß er die Wahrheit spreche.

Noch eine andere Besorgniß quälte den jungen Mann. Valentin mit Cäsar und Trangoil Lanec waren seit drei Tagen fort, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden sei.

Curumilla, dessen bevorstehende Ankunft Joan verkündete, hatte auch noch kein Lebenszeichen gegeben.

Alle diese Umstände steigerten die Ungeduld des jungen Mannes ganz gewaltig.

Don Tadeo seinerseits war nicht ruhiger.

Der arme Vater richtete die Augen beständig

auf die hohen araukanischen Berge und bebte vor Schmerz bei dem Gedanken an die Leiden, denen seine theure Tochter in der Mitte ihrer Entführer ausgesetzt sein konnte.

In Folge einer sonderbaren Inconsequenz des menschlichen Geistes empfand indeß Don Tadeo trotz seines ungeheuren Schmerzes eine Art unerklärlicher Freude, indem er an die Martern dachte, die er seinerseits Dona Maria erdulden lassen wollte, indem er ihr sagte, daß Die, welche sie mit solcher Lust gequält hatte, ihre Tochter sei, das heißt, das einzige Wesen, das sie auf Erden wirklich liebte, die unschuldige Ursache ihres Hasses gegen Don Tadeo, Die endlich, für die sie in ihrer wilden Liebe gern jede Thräne mit ihrem Blute zurückgekauft haben würde.

Don Tadeo, der einen höheren Geist besaß und mit edlen und erhabenen Gefühlen begabt war, stieß mit Gewalt den Gedanken von sich, den der Haß ihm eingab; aber stets kehrte er lebendiger und hartnäckiger zurück; so sehr ist das Gefühl der Rache dem menschlichen Herzen angeboren.

Don Gregorio, in dessen Hände Don Tadeo die Gewalt übertragen hatte, betrieb die Vorbereitungen der Abreise für den folgenden Tag, wobei ihn Ludwig antrieb, der nicht eine Minute von seiner Seite wich.

Es war ungefähr acht Uhr Abends und nachdem Don Gregorio den General Cornejo und den Senator Sandias, welche den General Bustamente begleiten

sollten, nach Ertheilung gewisser Instructionen entlassen hatte, saßen sie beisammen in einem der Säle des Cabildo. Sie sprachen von der morgenden Reise, dem einzigen Gegenstande, welcher in diesem Augenblicke die drei Männer interessirte, als die Thür heftig geöffnet wurde und ein Mensch eintrat.

Bei seinem Anblicke stießen Alle einen Schrei der Freude und der Ueberraschung aus.

Dieser Mensch war Curumilla.

„Endlich!“ riefen Ludwig und Don Tadeo.

„Da bin ich!“ sagte traurig der Ulmen.

Der arme Indianer schien durch Anstrengung und Entbehrung erschöpft zu sein; man ließ ihn daher sich setzen und beeilte sich, ihm Erfrischungen zu bieten.

Ungeachtet aller indianischen Theilnahmlosigkeit, und der Würde, an welche die Häuptlinge seit ihrer Kindheit gewöhnt sind, warf Curumilla sich buchstäblich über die ihm vorgesetzten Lebensmittel her und verschlang sie.

Diese Handlungsweise, die so ganz von den araukanischen Gebräuchen abstach, gab den Weißen viel zu denken, denn sie schlossen daraus, der Ulmen müsse sehr viel gelitten haben, da er so ganz die Traditionen seines Volkes vergaß.

Sobald sein Appetit gestillt war, erzählte Curumilla, ohne sich lange bitten zu lassen, mit allen Nebenumständen, was sich mit ihm zugetragen hatte, seit er

das Lager verließ, auf welche Weise er das junge Mädchen befreite und wie er, kaum eine Stunde später, gezwungen worden war, sie wieder in die Gewalt ihrer Feinde fallen zu lassen.

Als der redliche Indianer Dona Rosario verlassen hatte, entfernte er sich von ihr nur eben weit genug, um nicht ebenfalls ergriffen zu werden. Aber obgleich er selbst den Verfolgern unsichtbar blieb, folgte er ihrer Spur, verlor sie nicht aus den Augen und erspähte alle ihre Bewegungen, was ihm um so leichter wurde, da sie darauf verzichtet hatten, ihn zu suchen.

Der König der Finsterniß und der Graf dankten ihm für diese so reine und so uneigennützige Ergebenheit.

„Ich habe noch Nichts gethan," sagte er, „da noch Alles zu thun bleibt, und jetzt wird Das schwerer sein, da sie auf ihrer Hut sind."

„Morgen," sagte Don Tadeo lebhaft, „machen wir uns Alle miteinander zu ihrer Verfolgung auf.

„Ja," entgegnete der Häuptling, „ich weiß, daß Ihr morgen aufbrechen wollt."

Die drei Männer sahen sich verwundert an; sie begriffen nicht, wie die Nachricht ihrer Abreise sich hatte verbreiten können, da sie Alles gethan, um sie geheim zu halten.

Curumilla lächelte.

„Es giebt keine Geheimnisse für die Aukas, wenn sie Etwas wissen wollen," sagte er. „Antinahuel ist Nichts von Dem unbekannt, was hier vorgeht."

„Aber Das ist unmöglich!“ rief Don Gregorio heftig.

„Mein Bruder höre!“ fuhr der Häuptling ruhig fort. „Morgen mit Sonnenaufgang wird ein Detachement von tausend weißen Soldaten Valdivia verlassen, um nach Santiago den Gefangenen zu bringen, den, welchen die Bleichgesichter den General Bustamente nennen. Ist dem so?“

„Ja,“ sagte Don Gregorio. „Ich muß gestehen, daß Das, was Ihr mir da sagt, die vollste Wahrheit ist. Aber wer hat Euch so gut unterrichtet? Das ist es, was mich verwirrt.“

„Ich muß gestehen,“ bemerkte der Ulmen lächelnd, „daß Der, welcher mir diese genauen Umstände mittheilte, seine Mittheilungen an einen Anderen richtete und nicht ahnete, daß meine Ohren sie vernähmen.“

„Erklärt Euch deutlicher, Häuptling, ich bitte Euch!“ rief Don Tadeo. „Wir stehen auf glühenden Kohlen und wünschen zu erfahren, auf welche Weise unsere Feinde so genau über unsere Bewegungen unterrichtet sind.“

„Ich sagte Euch, daß ich dem Truppe Antinahuel's folgte und ich muß hinzufügen, daß ich ihnen zuweilen voraus war. Mit Sonnenaufgang kam der Toqui mit seinen Mosotonen, in Begleitung des bleichgesichtigen Weibes, das Guecubu, der Geist des Bösen sein muß, auf die Prairie, wo die Verträge erneuert worden waren. Wie eine Schlange in dem hohen Grase der

Ebene fortkriechend, legte ich mich zwanzig Schritt vor dem Truppe voraus auf die Lauer.

„Sobald der schwarze Hirsch den großen Toqui der Araukaner herankommen sah, setzte er sein Pferd in Galopp, um ihm entgegenzureiten. Da ich vermuthete, daß diese beiden Männer bei ihrer Unterredung Worte sprechen würden, die mir später von Wichtigkeit sein könnten, näherte ich mich ihnen so viel als möglich, um Alles zu hören, was sie sprachen und so haben sie mich denn, ohne es zu vermuthen, mit ihren Plänen bekannt gemacht."

„Mit ihren Plänen?" fragte lebhaft Don Gregorio. „Sollten sie daran denken uns anzugreifen?"

„Das weiße Weib hat Antinahuel schwören lassen, ihren Freund, der gefangen ist, zu befreien."

„Nun — und?"

„Nun, Antinahuel wird ihn befreien."

„Oh," sagte Don Gregorio, „dieser Plan ist leichter gefaßt, als ausgeführt."

„Mein Bruder täuscht sich."

„Wie so?"

„Die Soldaten müssen den Canon del Rio seco passiren."

„Ohne Zweifel."

„Dort wird Antinahuel die Bleichgesichter mit seinen Mosotonen angreifen."

„Sangre de Christo!" rief Don Gregorio. „Was ist da zu thun?"

„Die Eskorte wird geschlagen werden," bemerkte Don Tadeo trübe.

Curumilla schwieg.

„Vielleicht," sagte der Graf. „Ich kenne den Häuptling und weiß, daß er nicht der Mann dazu ist, seine Freunde in eine Verlegenheit zu bringen, ohne ein Mittel zu haben, sie aus derselben zu befreien."

„Aber," entgegnete Don Tadeo, „diese Gefahr ist leider nur zu groß. Es giebt keinen anderen Uebergangspunkt, als diesen verwünschten Engpaß. Er muß durchaus passirt werden und fünfhundert entschlossene Krieger können dort nicht nur eine ganze Armee aufhalten, sondern sie sogar zusammenhauen."

„Gleichviel," sagte der junge Mann zuversichtlich. „Ich wiederhole, was ich gesagt habe. Der Häuptling ist ein geschickter Krieger, sein Geist ist reich an Hilfsmitteln, und ich behaupte, daß er uns aus der Verlegenheit zu bringen weiß."

Curumilla lächelte dem Franzosen zu und nickte beistimmend.

„Ich war davon überzeugt," sagte Ludwig. „Nun, sprecht Häuptling! Nicht wahr, Ihr wißt ein Mittel, uns durch die gefährliche Schlucht zu bringen?"

„Das will ich nicht behaupten," entgegnete der Ulmen. „Aber wenn meine Brüder, die Bleichgesichter, einwilligen, mich handeln zu lassen, dann übernehme ich es, die Pläne Antinahuels und seiner Anhänger zu

hintertreiben und vielleicht zugleich das junge Mädchen mit den Azuraugen zu befreien."

„Sprecht! Sprecht, Häuptling!" rief lebhaft der Graf. „Erklärt uns den Plan, den Ihr entworfen habt, die Caballeros werden sich unbedingt auf ihn verlassen; nicht wahr, meine Herren?"

„Ja," sagte Don Tadeo; „wir hören, Häuptling."

„Aber," entgegnete Curumilla, „meine Brüder mögen bedenken, daß sie mir völlige Freiheit lassen müssen, die Unternehmung zu leiten."

„Ihr habt mein Wort, Ulmen," sagte Don Gregorio, „daß wir nur thun werden, was Ihr anordnet!"

„Gut!" erwiederte der Häuptling. „So mögen meine Brüder denn hören."

Und nun setzte er ihnen, ohne weiter zu zögern, den Plan auseinander, den er entworfen hatte und der allgemeine Billigung fand.

Don Tadeo und der Graf besonders waren davon entzückt und versprachen sich den glücklichsten Erfolg.

Als Alles verabredet und die letzten Anordnungen getroffen worden waren, bedurften die vier Theilnehmer des Gesprächs der bereits weit vorgerückten Nacht wegen der Ruhe, um sich auf die Mühseligkeit vorbereiten, die ihrer bei der gefahrvollen Unternehmung warten konnten. Curumilla namentlich, der sich seit mehren Tagen kaum die Zeit genommen hatte, zu schlafen, fiel buchstäblich vor Müdigkeit um.

Ludwig allein schien kein Bedürfniß zur Stärkung

seiner Kräfte zu empfinden; hätte man auf ihn gehört, so würde man sich augenblicklich auf den Weg gemacht haben.

Aber die Klugheit verlangte, daß dem Schlafe einige Stunden gewidmet wurden und ungeachtet der Einsprüche des Grafen trennte man sich.

Der junge Mann, der sich gezwungen sah, den Vorstellungen der erfahreneren Männer sich zu fügen, entfernte sich in übler Laune und nahm sich im Stillen vor, seine Freunde die zum Aufbruch bestimmte Stunde nicht versäumen zu lassen.

Da er die Geliebte nicht sehen konnte, zog er Curumilla mit sich fort, um wenigstens den Trost zu haben, von ihr sprechen zu können.

Aber der arme Ulmen war so ermüdet, daß er, sobald er auf der Matte lag, die ihm zum Bette diente, in einen so tiefen Schlaf sank, daß der junge Mann darauf verzichtete, ihm ein Wort zu entlocken.

Wir müssen zum Lobe Ludwig's hinzufügen, daß er sich leicht genug in diesen Uebelstand fand, indem er daran dachte, daß von Curumilla der Erfolg des beabsichtigten Handstreichs abhing und daß er gekräftigt sein müsse, um die von ihm erwarteten Dienste leisten zu können.

Er stieß einen Seufzer des Bedauerns aus und ließ den Ulmen schlafen, so viel er wollte.

Aber ihm war es unmöglich, dies ebenfalls zu thun. Ungeduld und Liebe, diese beiden Tyrannen der

Jugend erhitzten ihm das Gehirn; er stieg daher auf das Dach des Palastes und die Blicke auf die hohen Berge gerichtet, die ihre dunkeln Umrisse am Horizonte zeigten, dachte er an Dona Rosario.

Nichts ist so rein, ruhig und üppig, wie eine südamerikanische Nacht.

Der blauschwarze Himmel, mit zahllosen, funkelnden Sternen, in deren Mitte das schöne, südliche Kreuz glänzt, die durchwürzten Düfte der Atmosphäre, welche der Seewind abkühlt — Alles stimmt die Seele zur Träumerei.

Ludwig vertiefte sich lange in seine einsame Träumerei.

Als er daran dachte, wieder in den Palast hinabzugehen, erloschen die Sterne allmälig an dem Himmel und eine graue Färbung begann sich an dem Horizonte zu zeigen.

Der Tag mußte bald anbrechen.

„Es ist Zeit!“ sagte der junge Mann und eilte schnell die Treppe hinab, um seine Gefährten zu wecken.

Aber er fand sie schon zum Aufbruche bereit.

Er allein war noch zurück.

Die Sache ließ sich leicht erklären:

Ludwig hatte geträumt, die Anderen hatten geschlafen.

VI.

El Canon del Rio seco.

Die amerikanischen Landschaften haben ein großartiges und majestätisches Ansehen, von dem Nichts in Europa einen richtigen und vollständigen Begriff geben kann.

Die Axt des Holzschlägers hat schon seit so länger Zeit unsere alten europäischen Wälder niedergeworfen, daß selbst in den wildesten Gegenden die Hand des Menschen sich sichtbar macht.

So viele Generationen sind einander auf dem Boden des alten Europa gefolgt, so viele Reiche sind gleich Vulkanen aus dem fruchtbaren Boden entstanden, um dann wieder zu versinken, daß es unmöglich ist, unter den übereinandergehäuften Trümmern, wo der menschliche Staub endlich den Boden gebildet hat, auf den unsere Füße treten, das Siegel Gottes zu erkennen, diesen Stempel, den man in Amerika bei jedem Schritte erkennt und der dem Menschen, welcher ihn zum ersten Male betrachtet, eine unaussprechliche Ehrfurcht einflößt.

Es giebt in der neuen Welt keine Atheisten.

Es kann dort keine geben.

Sie ist der Boden des lebendigen und unbefangenen Glaubens, weil sich Gott dort überall den Augen des Menschen sichtbar macht.

Die rothe Race hat nichts mit den weißen, den schwarzen oder den gelben Racen gemein und ist gleich diesen ein Urvolk, was man auch darüber gesagt haben mag. — Doch zurück zu unseren Gegenstande.

Das Gebiet Chili's und besonders der araukanische Theil desselben, ist eines der bergereichsten und am Meisten zerklüfteten der ganzen Welt.

Chili zählt einige zwanzig Vulkane, die noch fortwährend Eruptionen haben und von denen einige, zum Beispiel der Autako, eine ungeheure Höhe erreichen. Die Erdbeben sind daher auch in diesem Lande außerordentlich häufig.

Es vergeht fast kein Jahr, ohne daß eine Stadt, oder mehrere Städte durch diese furchtbare Geißel vernichtet werden.

Von den vier Provinzen Araukaniens ist die an das Meer grenzende flach, aber dennoch fühlt man unter den Füßen überall die Wellenlinien des Bodens, welcher allmälig bis zu den Cordilleren aufsteigt und sich an einigen Orten schon bis zu Bergen erhebt.

Ungefähr zehn Meilen von San=Miguel de la Frontera entfernt, einem elenden Flecken, der von zwanzig oder dreißig Huilichen=Hirten bewohnt wird, auf der Straße nach Arauko, erhebt sich das Terrain plötzlich und bildet eine imposante Granitmauer, deren Gipfel mit Urwald von Fichten und Eichen bedeckt ist, den die Strahlen der Sonne nicht zu durchdringen vermögen.

In dieser Mauer hat die Natur einen Durchgang von höchstens funfzehn Schritt Breite gebildet. Seine Länge beträgt etwa 15,000 Fuß und wird durch eine Menge schroffer und unentwirrbarer Windungen gebildet, die auf zahllosen Umwegen immer wieder zu dem Ausgangspunkte zurückzukehren scheinen. Zu beiden Seiten dieses furchtbaren Engpasses kann der mit Wald und dichtem Gestrüpp stufenweis übereinander bedeckte Boden im Fall der Noth Denen, welche ihn vertheidigen wollen, uneinnehmbare Verschanzungen bieten. Antinahuel hatte daher auch die Stärke dieser Position nicht übertrieben, indem er sagte, daß fünfhundert entschlossene Krieger sie gegen eine ganzen Armee vertheidigen könnten.

Dieser Ort hieß Canon del Rio seco, ein Name, der in Amerika häufig vorkommt, weil, ungeachtet die Vegetation die Seitenwände dieser Mauern mit einem grünen Teppich bekleidete, sich noch jetzt erkennen läßt, daß in weit entfernter Zeit hier das Bett eines Flusses, oder wenigstens eines Sturzbaches war, der sich gewaltsam einen natürlichen Weg zu dem Meere gebahnt hatte.

Uebrigens liefert der Boden, der ganz aus runden Kieseln, die das Rollen des Wassers glättete, oder aus großen, hier und dort umhergeworfenen Felsstücken besteht, selbst dem unerfahrensten Auge den Beweis für die Wahrheit dieser Annahme.

Zu welcher Zeit Dies stattgefunden hatte? Wie

die Wasser hierher gekommen und wie sie dann wieder ausgetrocknet waren? Das weiß in dem Lande Niemand zu sagen.

Seit den ältesten Zeiten diente das Flußbett als Weg, ohne daß sich der Fluß jemals wieder gezeigt hat.

Die Sonne begann sich am Horizonte zu zeigen, die Gegenstände waren durch die Schatten der Nacht, welche schnell schwanden und ihnen ein phantastisches Aussehen verliehen, noch halb in einen Schleier gehüllt; die majestätische Landschaft, von welcher wir dem Leser einen Begriff zu geben versuchten, erhob sich unbemerkbar aus dem dichten Uebermantel, der sie verhüllte und an den spitzen Gipfeln der Felsen und den hohen Aesten der Bäume zerriß. Das tiefste Schweigen herrschte in dem Canon, der in die vollkommenste Einsamkeit versenkt zu sein schien.

Hoch in den Lüften kreisten Heerden ungeheurer, kahlköpfiger Anden=Geier langsam über dem Engpasse. Zuweilen zeigte in einem Gebüsch, hoch auf dem Gipfel eines Felsens ein peruanisches Schaf seinen klugen Kopf, sog ängstlich die Luft ein und verschwand.

Der Mensch, der in diesem Augenblicke über den Geiern zu schweben vermocht hätte, würde ein eigenthümliches und sehr interessantes Schauspiel genossen haben.

Er hatte auf den ersten Blick begriffen, daß das Schweigen trügerisch war und daß die scheinbare Einsamkeit einen furchtbaren Sturm bot.

Der dem Anscheine nach leere Raum war buchstäblich mit Menschen überfüllt.

Antinahuel hatte sich, wie er es dem schwarzen Hirsch sagte, nach dem Engpasse begeben, dessen Durchgang er gegen die Spanier vertheidigen wollte.

Der Toqui hatte, als erfahrener Heerführer, seinen Bivouac auf beiden Seiten der Mauer in einiger Höhe über dem ausgetrockneten Flußbett gemacht.

Gegen Abend erschien der schwarze Hirsch an der Spitze von fünfzehnhundert Mann.

Antinahuel legte sie rechts und links von der Straße in Hinterhalt, so daß sie unsichtbar waren und befahl ihnen, sich darauf zu beschränken, von dem hohen Standpunkte, den sie einnahmen, Felsblöcke auf ihre Feinde herabzuschleudern, besonders aber, nicht herabzukommen, um einen Kampf mit blanker Waffe zu beginnen.

Diese verschiedenen Anordnungen nahmen eine ziemlich lange Zeit in Anspruch.

Es war über zwei Uhr Morgens, als Alle zweckmäßig angestellt waren.

Antinahuel, dem die Linda Schritt für Schritt folgte, welche Alles mit eigenen Augen sehen wollte, besichtigte die Posten, gab den Ulmenen deutliche und bestimmte Instructionen und kehrte dann zu dem Bivouac zurück, den er gewählt hatte, und der den Vorposten des Hinterhalts bildete.

„Was beginnen wir jetzt?“ fragte ihn die Linda.

„Wir warten!“ entgegnete er.

Und sich in seinen Poncho hüllend, streckte er sich auf den Boden aus und schloß die Augen.

Die Linda, für welche man eine Art Hütte von Zweigen geflochten hatte, zog sich dahin zurück, um einige Stunden der Ruhe zu genießen, welche die Anstrengungen der vergangenen Tage für sie sehr nöthig machten.

Die Spanier ihrerseits hatten sich kurz vor Sonnenaufgang auf den Marsch gemacht.

Sie bildeten einen geschlossenen Trupp von fünfhundert Reitern, in deren Mitte, waffenlos mit bleicher Stirn, gerunzelten Augenbrauen und nachdenkenden Wesen der General Bustamente zwischen zwei Lanceros ritt, welche den Befehl hatten, ihn bei der gegeringsten verdächtigen Bewegung niederzuschießen.

Vor diesem Trupp befand sich ein zweiter, von ungefähr gleicher Stärke, der scheinbar aus Indianern bestand.

Wir sagen scheinbar, denn in der That waren es Chilier; aber ihre araukanische Kleidung, ihre Bewaffnung und selbst das Sattelzeug ihrer Pferde, kurz, ihre ganze Verkleidung war so vollständig, daß es aus einiger Entfernung, und sogar in der Nähe, für die geübten Augen der Indianer selbst unmöglich war, sie zu erkennen.

Diese vorgeblichen Indianer wurden durch Joan kommandirt, der an ihrer Spitze ritt und dabei mit

aufmerksamen Blicken, obgleich scheinbar sorglos, das hohe Gras zu beiden Seiten durchspähte, um sich zu überzeugen, daß darin kein Spion auf der Lauer liege.

Eine Strecke von dem Canon entfernt, machte der zweite Trupp Halt, während der von Joan kommandirte weiter vordrang.

Da dieser Haufe der falschen Indianer in starkem Trabe ritt, gewann er bald einen großen Vorsprung und verschwand dann in den Windungen des Engpasses.

Dies war es wahrscheinlich, worauf die zweite Abtheilung gewartet hatte; denn kaum war die erste verschwunden, als auch sie ihren Marsch fortsetzte.

Nur drang sie sehr langsam vorwärts und schien ihre Vorsichtsmaßregeln zu verdoppeln.

Vier Reiter waren zurückgeblieben.

Diese Viere, welche lebhaft mit einander sprachen, waren Don Tadeo von Leon, Don Gregorio von Peralta, Curumilla und Graf Ludwig.

„Also wollen Sie Niemanden mit sich nehmen?“ fragte Don Gregorio.

„Niemanden. Wir Zwei genügen,“ antwortete Curumilla, indem er auf den jungen Franzosen deutete.

„Weshalb nehmt Ihr mich nicht mit?“ fragte Don Tadeo.

„Ich schlage es Euch nicht ab, uns zu begleiten,“ entgegnete der Häuptling. „Wenn ich es Euch nicht

gebot, so geschah es, weil ich glaubte, Ihr würdet es vorziehen, bei Euren Soldaten zu bleiben."

„Ich will sobald als möglich zu meiner Tochter gelangen."

„So kommt denn! Ihr," fügte er hinzu, indem er sich zu Don Gregorio wendete, „erinnert Euch daran, daß Ihr Euch erst dann in die Schlucht wagen dürft, wenn Ihr ein Feuer auf dem Gipfel des Corcovado brennen seht."

„Das ist abgemacht. Jetzt Lebewohl und guten Erfolg!"

„Guten Erfolg!" antwortete der Graf.

Die vier Männer trennten sich, nachdem sie sich herzlich die Hände geschüttelt hatten.

Don Gregorio sprengte im Galopp zu seinen Soldaten, während Don Tadeo und der Graf, geführt von Curumilla, den Berg hinaufritten.

Ungefähr eine Stunde ging der Weg steil empor und an Abgründen hin. Zu einer Art natürlicher Ebene gelangt, die nur einige Klaftern im Umfange hatte, hielt Curumilla an.

„Jetzt von den Pferden herunter!" sagte er, das Beispiel dem Gebote hinzufügend.

Seine Gefährten ahmten ihn nach.

„Satteln wir jetzt unsere Pferde ab!" fuhr der Häuptling fort. „Die armen Thiere könnten uns jetzt nicht mehr Dienste leisten. Ich kenne nicht weit von hier einen Ort, wo sie vollkommen geschützt sind und

wo wir sie wieder abholen können — wenn wir zurückkehren," fügte er mit einem zweideutigen Lächeln hinzu.

„Holla, Häuptling!" fragte Ludwig, „habt Ihr eine so schlechte Meinung von dem Schritte, den wir unternehmen wollen?"

„Oh!" entgegnete der Ulmen. „Mein Bruder ist jung; sein Blut ist sehr heiß; Curumilla ist alt und klug."

„Ich danke, Häuptling," sagte der junge Mann mit dem Tone guter Laune. „Es ist nicht möglich, einem Freunde mit größerer Höflichkeit zu sagen, daß er ein Thor ist."

Indem die drei Männer so mit einander plauderten, waren sie immer höher gestiegen, wobei sie ihre Pferde am Zügel nachzogen, was eben nicht leicht auf dem schmalen Fußpfade war, auf dem die Pferde bei jedem Schritte stolperten und ängstlich die Ohren spitzten.

Endlich erreichten sie unter tausend Mühen den Eingang einer Grotte, in welcher sie ihre edlen Thiere unterbrachten.

Man versah sie reichlich mit Nahrung, verschloß dann die Oeffnung der Höhle durch große Steine, zwischen denen man nur einen schmalen Spalt ließ, um der Luft und dem Licht Eingang zu gestatten.

Als dies geschehen war, wendete sich Curumilla zu seinen Gefährten.

„Kommt!" sagte er.

Sie warfen ihre Gewehre über die Schulter und machten sich dann entschlossen auf den Weg.

Von dem Orte an, den sie jetzt verließen, gab es keinen gebahnten Pfad mehr. Sie mußten in die Höhe steigen, indem sie sich an den Wurzeln, an den Zweigen der Bäume und Pflanzenbüschel festhielten, und sich mit Aufbietung ihrer ganzen Kräfte emporschwingen mußten.

Diese Ersteigung war nicht nur mit zahllosen Schwierigkeiten verbunden, sondern auch sehr gefahrvoll, und besonders außerordentlich anstrengend.

Der geringste Fehltritt, eine falschgenommene oder unsichere Stellung, eine schlecht berechnete Bewegung, genügten, um sie in einen Abgrund, von unermeßlicher Tiefe hinabzustürzen, auf dessen Grund sie nur stückweise angekommen sein würden; denn sie kletterten beinahe senkrecht in die Höhe, indem sie sich mit Händen und Füßen halfen.

Curumilla kletterte mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit, welche seine Gefährten mit Bewunderung erfüllte, um die sie ihn im Grunde des Herzens zu beneiden sich nicht enthalten konnten.

Zuweilen wendete er sich zu ihnen, um sie zu ermuthigen, oder ihnen die Hand zu reichen.

Nach fünf Viertelstunden dieses mühsamen Kletterns hielt der Ulmen an.

„Hier ist es!“ sagte er.

Die drei Männer hatten einen steilen Gipfel er=

reicht, von dessen Höhe sie ein reiches und prachtvolles Panorama überblicken konnten.

VII.

Vor dem Kampfe.

Indem Don Tadeo und der Graf den Fuß auf die kleine Fläche setzten, welche die Spitze krönte, sanken sie erschöpft zu Boden.

Curumilla ließ sie zu Athem kommen, und als er glaubte, daß sie sich etwas erholt hätten, forderte er sie auf, sich umzusehen.

Die beiden Männer drehten sich um.

Das Schauspiel, welches sich ihren Blicken bot, erfüllte sie mit Staunen und Bewunderung.

Sie hatten zu ihren Füßen den Canon del Rio seco mit seinen imposanten Granitmassen und seinen dichten grünen Gebüschen.

Nichts in dem Engpasse verrieth die Anwesenheit von Menschen; es schien darin die stille, majestätische Einsamkeit der Wüste zu herrschen.

Etwas zur Linken bezeichneten zwei Staubwolken,

aus denen zuweilen schwarze, belebte Massen hervorschimmerten, die beiden Truppen-Abtheilungen, welche in beträchtlicher Entfernung von einander ihren Marsch fortsetzten, und in der bläulichen Ferne des Horizontes bezeichnete das Meer eine dunkle Linie, die mit dem Himmel verschmolz.

„Ach," rief Ludwig voll Enthusiasmus, „wie schön Das ist!"

Don Tadeo, der seit seiner Kindheit durch den Anblick dieser erhabenen Panoramen abgekühlt war, warf nur einen zerstreuten und gleichgültigen Blick auf die herrliche Aussicht; seine Stirn blieb gedankenschwer, sein Auge trübe und umschleiert.

Der König der Finsterniß dachte an seine Tochter, an sein theures Kind, das er bald zu befreien hoffte, und berechnete voll Angst die Minuten, welche noch verfließen mußten, bevor er Die, welche für ihn Alles war, wiedergewinnen und in seine Arme schließen könnte.

Was auch die Verleumder der Familie sagen mögen, ist die Vaterliebe dennoch ein göttliches Gefühl, dessen Keim das höchste Wesen in das Herz des Menschen gelegt hat, um seinem Leben einen edleren Zweck zu verleihen, indem er ihm den Muth einimpft, der zu der täglichen Erneuerung des Kampfes erforderlich ist, eines Kampfes, den er nur zum Glück seiner Kinder unternimmt und der ohne diesen ein kleinliches Streben nach

physischen Genüssen sein würde, den aber die Vaterliebe veredelt.

„Werden wir hier bleiben?“ fragte Don Tadeo.

„Einige Augenblicke,“ entgegnete Curumilla.

„Wie nennt Ihr diesen Ort?“ fragte der Graf neugierig.

„Es ist die Spitze, welche die Bleichgesichter Corcovado nennen,“ erwiederte der Ulmen.

„Die, auf welcher Ihr das Feuer anzuzünden verabredet habt?“

„Ja, beeilen wir uns, es bereit zu machen!“

Die drei Männer rafften dürres Holz zusammen, von dem große Massen umherlagen, und errichteten auf der vorspringendsten Spitze des Felsens einen gewaltigen Scheiterhaufen.

„Jetzt ruhet ein wenig,“ sagte Cumurilla, „besonders aber rührt Euch bis zu meiner Rückkehr nicht!“

„Wohin geht Ihr Häuptling?“ fragte der Graf.

„Ich will unsern Angriffsplan vervollständigen.“

Und ohne in nähere Umstände einzugehen, glitt Curumilla den steilen Abhang hinab und verschwand beinahe augenblicklich zwischen den Bäumen.

Die beiden Freunde setzten sich neben den Scheiterhaufen und erwarteten träumend die Rückkehr des Ulmen.

Die von Joan geführte Abtheilung der Truppen näherte sich dem Engpasse, indem sie das ganze Benehmen der Indianer nachahmte.

Bald befand sie sich weniger als einen Musketenschuß von dem Canon entfernt.

Antinahuel hatte sie bemerkt. Seit längerer Zeit schon beobachtete er ihre Bewegungen.

Seiner Feinheit ungeachtet vermuthete der Toqui keinen Augenblick eine Schlinge.

Er hielt sich überzeugt, daß die Spanier Nichts von dem Hinterhalte wußten, den er ihnen gelegt hatte.

Wer hätte sie davon benachrichtigt haben können?

Die Anwesenheit Joan's, den er augenblicklich erkannte, beruhigte ihn vollends, und flößte ihm das unbedingteste Vertrauen ein.

Er vermuthete, was übrigens auch wahrscheinlich war, daß diese Indianer sich wegen der Entfernung ihres Lagers verspätet hätten, oder nicht zu rechter Zeit durch die Boten des Vice-Toqui benachrichtigt worden wären, sich nun aber beeilten, zu ihren Gefährten zu stoßen.

Der schwarze Hirsch seinerseits vermuthete mit ebenso gutem Grunde, daß Antinahuel sie nach ihrer Zusammenkunft habe benachrichtigen lassen.

Alles vereinigte sich daher, um die beiden Führer in den Irrthum zu stürzen.

Joan drang fortwährend mit der gleichen Verwegenheit vor; indeß in dem Grade, wie er sich dem Engpasse näherte, ritt er nach der mit den Spaniern getroffenen Verabredung weiter voran, so daß er bei

dem Eingange des Engpasses wenigstens sechzig Schritt voraus war.

Ohne das geringste Zaudern zu verrathen, ritt er in den Engpaß hinein.

Kaum war er etwa zehn Schritt weit gekommen, als ein Indianer aus einem Dickicht auf die Straße sprang und sich ihm gegenüberstellte.

Dieser Indianer war Antinahuel selbst.

Joan erbebte unwillkürlich bei dem Anblicke des gefürchteten Häuptlings, aber sein Gesicht blieb ruhig.

„Mein Sohn trifft sehr spät ein,“ sagte der Toqui, indem er ihm einen lauernden Blick zuwarf.

„Mein Vater wird mir verzeihen,“ antwortete Joan ehrfurchtsvoll, „ich bin erst diese Nacht benachrichtigt worden und meine Tolderia ist weit entfernt.“

„Gut!“ antwortete der Häuptling. „Ich weiß, daß mein Sohn klug ist. Wie viel Lanzen führt er mit sich?“

„Tausend.“

Wie man sieht, verdoppelte Joan auf diese Weise entschlossen die Zahl seiner Soldaten, aber er befolgte dabei nur die Weisungen Curumilla's.

„Oh! Oh!“ sagte der Toqui freudig. „Man kann spät kommen, wenn man eine so zahlreiche Truppe mitbringt.“

„Mein Vater weiß, daß ich ihm ergeben bin!“ erwiederte heuchlerisch der Indianer.

„Ich weiß es; mein Sohn ist ein tapferer Krieger. Hat er die Huinkas gesehen?"

„Ich habe sie gesehen."

„Sind sie weit entfernt?"

„Nein; sie nahen. In weniger als einer Stunde werden sie hier sein."

„Wir haben keinen Augenblick zu verlieren; mein Sohn wird sich zu beiden Seiten des Canon in Hinterhalt legen, in der Nähe des verbrannten Cactus."

„Gut; Das soll bald geschehen sein. Mein Vater verlasse sich ganz auf mich."

In diesem Augenblicke erschien die Abtheilung der falschen Indianer am Eingange des Engpasses, und ritt, nach dem Beispiele ihres Führers, entschlossen hinein.

Die Lage war gefährlich. Das geringste Zögern von Seiten der Indianer konnte den Betrug aufdecken und das Verderben Aller herbeiführen.

„Mein Sohn beeile sich," sagte Antinahuel und kehrte auf seinen Posten zurück.

Joan und seine Leute setzten sich in Galopp; sie würden jetzt von tausend bis fünfzehnhundert unsichtbaren Spähern beobachtet, welche sie bei der ersten verdächtigen Bewegung vernichtet haben würden.

Es war die größte Klugheit erforderlich.

Nachdem Joan seine Abtheilung hatte absitzen und die Pferde etwas rückwärts in einer Biegung des Flußbettes verbergen lassen, vertheilte er sie mit der

größten Ruhe und einer so großen Sicherheit, daß jeder Verdacht, den Antinahuel etwa gehegt, verschwunden sein würde, wenn er ihn beobachtet hätte.

Zehn Minuten später schien der Engpaß wieder ebenso öde zu sein, wie zuvor.

Joan hatte, um seine Stellung zu recognosciren, in dem dichten Gebüsch kaum einige Schritte gemacht, als eine Hand sich auf seine Schulter legte.

Erschrocken wendete er sich um.

Curumilla stand vor ihm.

„Gut!" murmelte Dieser mit dumpfer, flüsternder Stimme. „Mein Sohn ist treu; er folge mir mit seinen Leuten."

Joan machte eine zustimmende Bewegung.

Mit der äußersten Vorsicht und unter dem tiefsten Schweigen begannen nun dreihundert Mann hinter dem Ulmen her die Berge zu erklettern.

Curumilla vertheilte sie in verschiedenen Richtungen, so daß sie eine doppelte Linie bildeten, welche den Ort umzingelte, den Antinahuel zum Bivouac seiner besten Truppen gewählt hatte.

Dies war um so leichter auszuführen, da der Toqui, wie erwähnt, nicht den leisesten Verdacht hegte, und weit entfernt, Das zu beobachten, was um ihn her vorging, mit aufmerksamen Blicken dem Detaschement Don Gregorio's folgte, das sich in der Ebene zu zeigen begann.

Die dreihundert Soldaten Joan's, welche die

Wand des Engpasses erklettert hatten, waren in zwei Abtheilungen gesondert.

Die erste hatte ihre Position über dem schwarzen Hirsch genommen und die zweite, hundert Mann stark, war in einem Haufen rückwärts aufgestellt, um, wenn es das Bedürfniß heischte, einen Angriff machen und den Feind von der Seite fassen zu können.

Sobald Curumilla diese Vorbereitungen getroffen hatte, verließ er Joan und kehrte zu seinen Gefährten zurück, die ihn auf dem Gipfel des Corcovado erwarteten.

„Endlich!“ riefen sie, als sie ihn erscheinen sahen.

„Ich begann schon zu fürchten, es wäre Euch ein Unglück zugestoßen, Häuptling,“ sagte der Graf.

Curumilla lächelte.

„Alles ist bereit,“ sagte er, „und die Bleichgesichter können in den Engpaß eindringen, sobald sie wollen.“

„Glaubt Ihr, daß Euer Plan gelingen wird?“ fragte Don Tadeo mit einiger Besorgniß.

„Ich hoffe es,“ entgegnete der Indianer. „Aber Pillian allein weiß, was geschehen wird.

„Das ist wahr. Was thun wir jetzt?“

„Das Feuer anzünden und aufbrechen.“

„Wie so aufbrechen? Und unsere Freunde?“

„Sie bedürfen unserer nicht. Sobald das Feuer

brennt, machen wir uns an die Aufsuchung des jungen Mädchens.

„Gebe Gott, daß wir sie retten können!“

„Pillian ist allmächtig!“ entgegnete Curumilla, indem er sein Feuerzeug aus dem Gürtel zog und Feuer schlug.

„O, wir werden sie retten! Es muß sein!“ rief der Graf voll Enthusiasmus.

Nachdem Curumilla ein wenig Zunder angebrannt hatte, den er in einer Hornbüchse bei sich trug, schob er mit den Füßen trockene Blätter zusammen, legte den Zunder hinein und blies aus allen Kräften darauf.

Die Blätter, welche durch die Strahlen der Sonne ausgedörrt waren, fingen sehr bald Feuer; Curumilla warf andere darauf und fügte einige trockene Zweige hinzu; auch diese brannten bald und schnell stand der ganze Scheiterhaufen in Flammen, die wirbelnd bis zu dem Himmel aufstiegen.

„Gut!“ sagte Curumilla zu seinen Gefährten, die gleich ihm begierig auf die Ebene hinabblickten. „Sie haben das Signal gesehen; wir können gehen.“

„Brechen wir denn ohne Zögern auf!“ rief der Graf ungeduldig.

„Auf!“ sagte Don Tadeo.

Die drei Männer vertieften sich in den ungeheuern Urwald, welcher die Höhe der Berge bedeckte und ließen den Leuchtthurm, das Signal des Mordes und der Vernichtung, hinter sich zurück.

Auf der Ebene hatte Don Gregorio seinen Trupp Halt machen lassen, da er fürchtete, zu weit vorzudringen, bevor er wußte, woran er sich zu halten hatte.

Er verhehlte sich die Schwierigkeiten seiner Lage nicht; er wußte, daß er einer ungeheuren Gefahr zu trotzen hatte und wollte daher jede Möglichkeit des Erfolges für sich haben, damit seine Ehre gerettet und sein Andenken fleckenlos wäre, wenn er in dem Kampfe erliegen sollte.

„General," sagte er zu Cornejo, der sich, eben so, wie der Senator, neben ihm befand. „Sie sind ein braver Soldat, ein unerschrockener Krieger; ich verhehle Ihnen daher nicht, daß wir uns in einer höchst gefährlichen Lage befinden.

„Oho!" sagte der General, indem er seinen Schnurrbart drehte und einen spöttischen Blick auf Don Ramon richtete, der bei dieser unerwarteten Nachricht ganz blaß geworden war. „Erklären Sie mir Das, Don Gregorio."

„Mein Gott," sagte dieser, „Das ist ganz einfach. Die Indianer liegen in zahlreicher Menge im Hinterhalte, um uns den Durchzng zu verwehren."

„Seht mir doch die Schelme an!" sagte der General ruhig. „Aber dann werden sie uns niedermachen!"

„Das ist eine abscheuliche Falle!" rief der Senator ganz außer sich.

„Caspita! Ob das eine Falle ist!" sagte der

General. „Das will ich meinen! Uebrigens," fügte er mit höhnischem Lachen hinzu, „werden Sie sogleich selbst darüber urtheilen können. Sie sollen später davon erzählen, wenn Sie durchkommen, was übrigens nicht sehr wahrscheinlich ist, lieber Freund."

„Aber ich will meinen Kopf nicht in diese abscheuliche Fuchsfalle stecken!" rief Don Ramon außer sich vor Furcht. „Ich bin nicht Soldat, ich nicht, zum Teufel!"

„Pah! So werden Sie sich als Liebhaber schlagen; Das wird von Ihnen sehr schön sein, da Sie darin keine Uebung haben."

„Mein Herr," sagte Don Gregorio kalt, „desto schlimmer für Sie. Wenn Sie ruhig in Santiago geblieben wären, wie Ihre Pflicht Dies gebot, so befänden Sie sich jetzt nicht in dieser gefährlichen Lage."

„Das ist wahr, lieber Freund," stimmte lachend der General bei. „Weshalb lassen Sie, der Sie so feig wie ein Hase sind, sich einfallen, kriegerische Politik zu treiben?"

Der Senator antwortete nicht auf diese Frage. Er war vor Furcht von Sinnen und glaubte bereits todt zu sein.

„Darf ich auf Sie zählen, was auch geschehen möge, General?" fragte Don Gregorio.

„Ich kann Ihnen nur Eins versprechen," entgegnete voll Adel der alte Krieger, „daß ich mein Leben nicht verhandeln und mich, wenn es sein muß, entschlossen

tödten lassen werde. Was diese Memme betrifft," fügte er auf Don Ramon zeigend hinzu, „so kümmern Sie sich um den Menschen nicht; ich verspreche Ihnen, daß er Wunder der Tapferkeit verrichten soll."

Bei dieser Drohung fühlte der unglückliche Senator kalten Schweiß über seinen ganzen Körper rinnen."

Eine lange Feuersäule stieg jetzt von dem Gipfel des Corcovado empor.

„Es gilt jetzt kein Zögern mehr, Caballeros," rief entschlossen Don Gregorio. „Vorwärts! Und Gott beschütze Chili!"

„Vorwärts!" wiederholte der General, indem er den Säbel zog.

Das ganze Detaschement brach in der Richtung des Engpasses auf.

VIII.

Das Durchbrechen des Engpasses.

Während dies vorging erfüllten in dem Engpasse einige Worte, welche die Linda mit dem Toqui wechselte

diesen mit Besorgniß, indem sie in ihm die unbestimmte Ahnung eines Verrathes erweckten.

Nachdem Antinahuel die ankommenden Indianer erkannt, oder wenigstens mit dem Führer derselben gesprochen hatte, kehrte er auf seinen Posten zurück.

„Was giebt es?" fragte ihn die Linda, die mit aufmerksamem Auge allen Bewegungen des Häuptlings gefolgt war.

„Nichts Außergewöhnliches," entgegnete dieser gleichgültig. „Eine etwas verspätete Unterstützung, auf die ich nicht mehr rechnete, die wir hätten entbehren können, die aber gleichwohl willkommen ist."

„Mein Gott," sagte die Linda, „ich bin vielleicht durch eine große Aehnlichkeit getäuscht worden, und wenn der Mensch, den ich meine, nicht vierzig Stunden von hier entfernt wäre, so würde ich behaupten, daß er es ist, der diesen Trupp führt."

„Meine Schwester erkläre sich deutlicher," sagte Antinahuel.

„Saget mir zunächst den Namen des Kriegers, mit dem Ihr gesprochen habt, Häuptling?" fragte die Linda mit lebhafter Aufregung.

„Er ist ein tapferer Aukas," entgegnete stolz der Toqui. „Er heißt Joan."

„Das ist unmöglich! Joan ist in diesem Augenblicke über vierzig Stunden von hier entfernt, durch seine Liebe für ein weißes Weib zurückgehalten!" rief die Linda heftig.

„Meine Schwester irrt, denn ich habe vor wenig Augenblicken mit ihm gesprochen."

„Dann ist er ein Verräther!" sagte sie rasch. „Ich hatte ihn beauftragt, das weiße Mädchen zu entführen und der Indianer, den er mir an seiner Stelle schickte, hat mir diese Geschichte erzählt, der ich Glauben beimaß."

Die Stirn des Häuptlings umwölkte sich.

„Das ist in der That faul!" rief er aus. „Sollte ich betrogen sein?" fuhr er mit dumpfer Stimme fort.

Und er machte eine Bewegung, wie wenn er sich entfernen wollte.

„Was wollt Ihr thun?" fragte die Linda, ihn zurückhaltend.

„Von Joan Rechenschaft seines zweideutigen Benehmens fordern."

„Es ist zu spät," sagte die Linda, indem sie auf die Chilier deutete, deren erste Glieder eben den Engpaß betraten.

„Ha!" schrie Antinahuel mit mühsam gezügelter Wuth, „Wehe ihm, wenn er ein Verräther ist!"

„Auf! Es ist nicht mehr Zeit zu Vorwürfen! Es muß gekämpft werden."

Das Gesicht der Courtisane trug in diesem Augenblicke einen Ausdruck, welcher aus dem Herzen des araukanischen Häuptlings jeden anderen Gedanken als den an den bevorstehenden Kampf verbannte.

„Ja!“ sagte er feurig. „Kämpfen wir! Nach dem Siege werden wir die Verräther züchtigen!“

Er stieß mit weitschallender Stimme ein Kriegsgeschrei aus.

Die Indianer antworteten ihm durch wildes Geheul, welches den Senator, Don Ramon Sandias, vor Entsetzen erstarren machte.

Der Plan der Araukaner war sehr einfach: Die Spanier in den Engpaß hineinlassen und sie dann von vorn und hinten zugleich angreifen, während sie die auf beiden Seiten im Hinterhalt liegenden Felsblöcke auf sie hinabschleuderten.

Ein Theil der Indianer warf sich den Spaniern muthig entgegen, oder griff sie im Rücken an, um ihnen nach beiden Richtungen den Weg zu versperren.

Antinahuel stand auf, und ließ, indem er die Krieger durch Wort und Beispiel ermuthigte, einen gewaltigen Felsblock auf die Feinde hinabrollen.

Plötzlich fiel ein Hagel von Kugeln auf seinen Trupp nieder und rings um den Posten, den er besetzt hielt, zeigten sich gleich finsteren Phantomen die falschen Indianer Joans, die ihn muthig unter dem Geschrei: „Chili! Chili!“ angriffen.

„Wir sind verrathen!“ heulte Antinahuel. „Schlagt todt! Schlagt todt!“

In der Schlucht und auf beiden Seiten des Berges begann ein furchtbares Gemetzel.

Eine Stunde lang war der Kampf ein Chaos; Pulverdampf und Lärm erfüllten Alles.

Der Engpaß war mit einer Masse Streitender vollgestopft, welche vorwärts drangen, sich zurückzogen, um wieder vorwärts zu dringen und sich unter wildem Geschrei der Wuth, des Schmerzes oder des Sieges drängten, stießen, niederwarfen.

Reiter griffen mit verhängten Zügeln an, andere jagten versprengt zwischen erschrockenen Infanteristen umher.

Von der Höhe herabgeschleuderte Felsblöcke schmetterten zwischen den Kämpfenden nieder und zermalmten Freund und Feind ohne Unterschied.

Indianer und Chilier wurden von den steilen Posten, auf denen sie standen, herabgeworfen und zerschellten auf den Kieseln der Schlucht.

Die Araukaner wichen keinen Zoll breit zurück, die Chilier drangen keinen Schritt weit vor.

Das Gefecht wogte hin und her, wie die Wellen des Meeres im Sturme.

Der Boden war von Blut geröthet.

Die Menschen, welche durch den erbitterten Kampf wüthend gemacht wurden, waren trunken vor Zorn und schwangen ihre Waffen unter wildem Geschrei.

In der Mitte der Kämpfenden sprang Antinahuel wie ein Tiger umher, warf alle Hindernisse zu Boden und führte unablässig zu neuen Angriffen seine Ge=

nossen vor, welche der verzweifelte Widerstand ihrer Feinde zu entmuthigen begann.

Chilier und Indianer waren wechselsweise Sieger und Besiegte, Angreifende oder Angegriffene.

Das Gefecht hatte die großartigen Verhältnisse eines Heldenkampfes angenommen. Es war nicht mehr der geregelte Kampf, bei dem Tactik und Gewandtheit die Zahl ersetzen können, sondern ein ungeheurer Zweikampf, bei dem Jeder sich einen Gegner suchte, mit ihm Mann gegen Mann zu fechten.

Antinahuel schäumte vor Wuth und erschöpfte sich in vergeblichen Anstrengungen, das eiserne Netz zu durchbrechen, mit dem seine Feinde ihn umspannt hatten.

Der Kreis verengerte sich mit jedem Augenblicke und bedrohte ihn immer mehr und mehr. Gezwungen, sich gegen die chilischen Soldaten zu vertheidigen, die sich über ihm postirt hatten, befand er sich in der höchsten Gefahr.

In dem Engpasse hatten die spanischen Reiter nach vorwärts und rückwärts Front gemacht und führten furchtbare Angriffe gegen die sie bestürmenden Indianer aus.

Endlich gelang es Antinahuel durch eine ungeheure Anstrengung, die dichtgedrängten Reihen der Feinde, die ihn umringten, zu durchbrechen, und er stürzte sich, gefolgt von seinen Kriegern, den Engpaß

entlang, indem er seine schwere Axt um seinen Kopf wirbeln ließ.

Dem schwarzen Hirsche gelang es, dasselbe Manöver auszuführen.

Aber die chilischen Reiter Joans, welche rückwärts im Hinterhalt lagen, stürzten hinter dem sie verbergenden Terrain unter lautem Geschrei hervor, hieben Alles vor sich nieder und vermehrten die Verwirrung.

Die Linda folgte Antinahuel Schritt für Schritt mit funkelnden Augen, zusammengebissenen Lippen, wie ein wildes Thier, welches Blut durch alle Poren einathmet.

Don Gregorio und der General Cornejo vollbrachten Wunder der Tapferkeit; unter ihren Säbeln fielen die Indianer gleich reifen Früchten, welche eine Stange vom Baume schlägt.

Diese furchtbare Metzelei konnte nicht lange dauern; die Leichen häuften sich unter den Beinen der Pferde und machten, daß diese strauchelten; die Arme ermüdeten durch die Menge der Streiche.

„Vorwärts! Vorwärts!“ schrie Don Gregorio mit Donnerstimme.

„Chili! Chili!“ stimmte der General ein, indem er mit jedem Hiebe einen Feind zu Boden streckte.

Don Ramon, der mehr todt wie lebendig war und den der Anblick des vielen Blutes toll gemacht zu haben schien, focht wie ein Dämon. Er ließ seinen Säbel kreisen, warf Jeden, der sich ihm entgegenstellte,

mit der Brust seines Pferdes zu Boden und stieß ein unartikulirtes Geschrei aus, indem er sich wie ein Besessener geberdete.

Don Pancho Bustamente, die Ursache dieses Gemetzels, war bisher theilnahmloser Zuschauer alles Dessen gewesen, was rings um ihn her vorging, aber plötzlich bemächtigte er sich des Säbels einer der beiden Soldaten, welche mit seiner Bewachung beauftragt waren, ließ sein Pferd einen gewaltigen Satz machen, sprengte vorwärts und rief mit furchtbarer Stimme:

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!“

Auf diesen Ruf antworteten die Araukaner durch lautes Freudengeschrei und stürzten auf ihn zu.

„Oho!“ rief eine spöttische Stimme an seiner Seite, „noch sind Sie nicht frei, Don Pancho.“

Der General Bustamente wendete sich um und er erblickte sich plötzlich dem General Cornejo gegenüber, der sein Pferd einen Haufen von Leichen hatte überspringen lassen.

Nachdem die beiden Männer einen Blick des Hasses ausgetauscht hatten, stürmten sie mit hocherhobenen Säbeln auf einander ein.

Der Zusammenstoß war furchtbar; die beiden Pferde brachen zusammen; der General Bustamente war am Kopfe leicht verwundet, dem General Cornejo hatte die Waffe seines Feindes den Arm durchbohrt.

Don Pancho war mit einem Satze auf den Beinen; der General Cornejo wollte seinem Beispiele folgen,

aber plötzlich drückte ein schweres Knie sich auf seine Brust und warf ihn wieder zu Boden.

„Pancho! Pancho!" rief mit dem Lachen eines Dämons Dona Maria, denn sie war es. „Sieh', wie ich Deine Feinde tödte!"

Und sie stieß mit einer gedankenschnellen Bewegung ihren Dolch dem General in das Herz.

Dieser richtete auf sie einen Blick der Verachtung, stieß einen schwachen Seufzer aus, und regte sich nicht mehr.

Er war todt.

Don Pancho hatte den Ruf der Courtisane nicht gehört; er vertheidigte sich mit großer Mühe gegen die Menge der Feinde, die ihn von allen Seiten angriff.

Don Ramon schien aus der Größe seiner Gefahr selbst Muth geschöpft zu haben.

Der Wechsel des Kampfes brachte ihn Dona Maria auf zwei Schritt in eben dem Augenblick nahe, als diese kalt den General Cornejo erdolchte. In Folge einer jener Anomalien des Characters, welche sich nicht erklären lassen, welche aber oft machen, daß man die liebt, welche uns am Meisten quälen, hegte der würdige Senator die größte Achtung vor dem General der ihn zu seinem Stichblatt gewählt hatte. Bei dem Anblicke des abscheulichen Mordes, den die Courtisane beging, bemächtigte sich Don Ramons eine unbeschreibliche Wuth und seinen Säbel erhebend, schrie er:

„Natter, ich will Dich nicht tödten, weil Du ein

Weib bist, aber ich will Dich wenigstens in die Unmöglichkeit versetzen, ferner zu schaden!"

Die Linda fiel, indem sie einen Schmerzensschrei ausstieß; er hatte ihr das ganze Gesicht von oben bis unten gespalten.

Dieser Schrei einer verwundeten Hyäne war so entsetzlich, daß die Kämpfenden darüber erbebten; der General Bustamente hörte ihn und mit einem Satze war er an der Seite seiner Maitresse, die mit der Wunde, welche ihr Gesicht entstellte, abscheulich aussah. Er beugte sich von der Seite herab, ergriff sie bei ihrem langen Haar, und warf sie vor sich auf den Sattel; dann drückte er seinem Pferde die Sporen ein und stürzte sich in das dichteste Gewühl.

Ungeachtet der ungeheuersten Anstrengungen der Chilier, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden, gelang es ihm durch die Fügung der Vorsehung zu entkommen, ehe es den Reitern gelungen war, ihn ganz zu umzingeln.

Die Indianer hatten das beabsichtigte Resultat, die Befreiung Bustamente's, erreicht, für sie hatte also der Kampf keinen Zweck mehr, und zwar um so weniger, da die Spanier sie gezwungen hatten, ihre Position zu verlassen und ein furchtbares Blutbad unter ihnen anrichteten.

Auf ein Zeichen Antinahuels warfen sich die Indianer auf beide Seiten des Engpasses und erkletterten

unter einem Hagel von Kugeln mit unglaublicher Gewandtheit die Felsen.

Der Kampf war beendigt.

Die Araukaner waren verschwunden.

Die Chilier zählten sich.

Ihre Verluste waren groß.

Sie hatten siebzig Todte und hundert und dreiundvierzig Verwundete.

Außer dem General Cornejo waren mehrere Offiziere gefallen.

Vergebens suchte man Joan. Der unerschrockene Indianer war unsichtbar geworden.

Der Verlust der Araukaner war noch viel größer; sie ließen über dreihundert Todte auf dem Platze.

Die Verwundeten waren von ihren Landsleuten mit hinweggenommen worden, aber Alles ließ vermuthen, daß sie sehr zahlreich waren.

Don Gregorio war in Verzweiflung über das Entkommen des General Bustamente.

Diese Flucht konnte für die Sicherheit des ganzen Landes die verderblichsten Folgen haben.

Es mußten augenblicklich sehr strenge Maßregeln getroffen werden.

Jetzt war es nutzlos, daß Don Gregorio sich nach Santiago begab; vielmehr wurde seine Rückkehr nach Valdivia dringend erforderlich, um die Ruhe dieser Provinz zu sichern, da sie durch die Nachricht von dem Entrinnen des Generals leicht gestört werden konnte. Auf

der andern Seite aber war es auch eben so richtig, die Behörden der Hauptstadt zu benachrichtigen, damit sie auf ihrer Hut wären.

Don Gregorio befand sich in der größten Verlegenheit, weil er nicht wußte, wem er diesen Auftrag anvertrauen sollte; da kam der Senator ihm zu Hülfe.

Der würdige Don Ramon hatte zuletzt seinen Muth für Ernst gehalten und glaubte wirklich, der tapferste Mann in ganz Chili zu sein; er nahm schon, ohne es zu wissen, ein bramarbasirendes Wesen an, daß man vor Lachen darüber hätte sterben mögen.

Mehr als jemals quälte ihn das Verlangen, nach Santiago zurückzukehren, doch nicht mehr, weil er sich fürchtete. Weit entfernt! Er sich fürchten? Warum nicht gar! Aber er brannte vor Verlangen, seine Freunde und Bekannten durch die Erzählung seiner Heldenthaten in Erstaunen zu versetzen.

Dieser Grund war der einzige, der ihm seine Entfernung wünschen ließ, oder wenigstens der einzige, den er geltend machte.

Als er erfuhr, daß die Truppen nach Valdivia zurückkehren würden, bat er Don Gregorio, seinerseits den Weg nach der Hauptstadt verfolgen zu dürfen.

Don Gregorio wurde durch dieses Verlangen entzückt und begrüßte es mit einem freundlichen Lächeln.

Er gewährte dem Senator, was dieser von ihm verlangte und beauftragte ihn noch außerdem mit

Ueberbringung der doppelten Nachricht von dem über die Indianer errungenen Siege, an welchem er selbst, Don Ramon, einen so glänzenden Antheil genommen hatte und von der unerwarteten Flucht des Generals Bustamente.

Don Ramon übernahm mit dem Lächeln befriedigten Stolzes diesen für ihn so ehrenvollen Auftrag, und sobald die Depeschen, welche Don Gregorio auf der Stelle schrieb, bereit waren, stieg er zu Pferde und machte sich unter der Escorte von fünfzig Lanceros auf den Weg nach Santiago.

Die Indianer waren in diesem Augenblicke nicht zu fürchten, denn sie hatten eine zu derbe Lehre empfangen, um sobald wieder einen neuen Versuch zu wagen.

Don Gregorio verließ den Engpaß, nachdem er seine Todten beerdigt hatte, kehrte nach Valdivia zurück und überließ die Leichen der gefallenen Araukaner den Geiern.

IX.

Die Reise.

Wir suchen jetzt zwei interessante Personen dieser Geschichte, die wir lange Zeit vernachlässigen mußten, wieder auf.

Nach seiner Unterredung mit Don Tadeo hatte Valentin sich kaum so viel Zeit gelassen, dem jungen Grafen Lebewohl zu sagen und hatte sich dann sogleich entfernt, in Begleitung von Trangoil Lanec und seinem unzertrennlichen Gefährten, dem Neufundländer-Hunde.

Als sie Frankreich verließen, hatte Valentin sich selbst eine Linie des Benehmens vorzuzeichnen. Er hatte seinem Leben ein geheiligtes Ziel gegeben, während es bisher einen Tag wie den anderen ohne Sorge um Vergangenheit oder Zukunft verflossen war. Die Zukunft bestand damals für ihn lediglich in der sehr zweifelhaften Hoffnung, wenn er nicht durch die Araber getödtet wurde, die Lieutenants- oder höchstens die Capitains-Epauletten zu erringen.

Darauf beschränkte sich sein Ehrgeiz und auch den wagte er sich selbst kaum zu gestehen, so übermäßig erschien er ihm, wenn er daran dachte, was er gewesen war — ein pariser Straßenjunge.

Als aber sein Milchbruder ihn zu sich berief, um

ihm die furchtbare Katastrophe anzuvertrauen, die ihn allmälig bis zum Entschlusse des Selbstmordes geführt hatte, dachte Valentin wahrscheinlich zum ersten Male ernsthaft nach.

Durch ein erhabenes Soldatentestament hatte der Oberst von Prébois=Crancé ihm sterbend gewissermaßen seinen Sohn vermacht.

Valentin sah ein, daß der Augenblick gekommen sei, die Erbschaft anzutreten, welche sein Wohlthäter ihm hinterlassen hatte.

Er zauderte nicht.

Obgleich er seit seiner ersten Kindheit den Milchbruder beinahe ganz aus dem Gesicht verloren hatte, da derselbe durch seine aristokratische Stellung in die höchste pariser Gesellschaft eingeführt wurde und den armen Soldaten nur selten und flüchtig sah, hatte Valentin auf den ersten Blick dessen eindrucksfähigen, beinahe weiblichen Character erkannt, dessen größte Stärke in seiner Schwäche bestand.

Er begriff, daß der junge Mann, daran gewöhnt, das Geld als einziges Mittel zu betrachten und sich fremder Kräfte statt der eigenen zu bedienen, verloren sei, wenn er ihm nicht seinen starken Arm, den eines Mannes aus dem Volke reichte, um ihn in dem Leben der Prüfungen, dem er entgegenging, als Stütze und Leiter zu dienen.

Ebenso, wie viele junge Leute, die mit bedeutendem Vermögen geboren wurden, war Ludwig mit den

ersten Grundsätzen der Existenz unbekannt. Er hatte sich stets auf sein Geld verlassen, um alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu besiegen.

Als aber dieser goldene Schlüssel, der alle Thüren öffnet, ihm plötzlich fehlte, war Ludwig zu der traurigen Erkenntniß gelangt, daß er Nichts durch sich selbst vermöge und dadurch zu dem Entschlusse des Selbstmordes geführt worden.

Valentin dagegen, der seit seiner Geburt darauf angewiesen war, seinen Verstand zu üben und seine Hilfsmittel in sich selbst zu suchen, fühlte, daß die Erziehung seines Milchbruders von vorn angefangen werden müsse. Er schrak nicht vor dieser schwierigen Aufgabe, die beinahe für Jeden unmöglich gewesen wäre, der nicht, gleich ihm, im Herzen den Keim der Selbstverleugnung trug. Er beschloß daher, aus Ludwig; wie er sich ausdrückte, einen Mann zu machen.

Von diesem Tage an war der Zweck seines Lebens gefunden: er wollte sich dem Glücke seines Milchbruders widmen und diesen um jeden Preis glücklich machen.

Als dieser Entschluß einmal bei Valentin feststand, brachte er ihn zur Ausführung, indem er sogleich Ludwig bewog, mit seinem bisherigen Leben zu brechen. Um ihn zu zwingen, Frankreich zu verlassen, bediente er sich des Vorwandes seiner Liebe.

Wir sagen, daß Valentin sich der Liebe seines Milchbruders als eines Vorwandes bediente, weil er

überzeugt war, daß er nie in Amerika das Mädchen wiederfinden würde, welches, einem glänzenden Meteore ähnlich, einige Monate in Paris geglänzt hatte, um dann plötzlich wieder zu verschwinden.

Er behielt es sich vor, indem er den Fuß auf den brennenden Boden der neuen Welt setzte, Ludwig seine romanhafte Leidenschaft vergessen zu machen und in ein Leben hineinzustürzen, in welchem die fieberhaften Aufregungen einer Reihenfolge von Abenteuern ihm nicht die Zeit lassen würden, an die Liebe zu denken, eine Krankheit, wie Valentin sie nannte, die nur dazu taugt, einen Menschen um den wenigen Verstand zu bringen, den Gott ihm verliehen hat.

Der Zufall, der stets ein Gefallen daran findet, die am Besten entworfenen und am Festesten beschlossenen Pläne der Menschen zu stören, hatte auch diese über den Haufen geworfen, indem er ihnen sogleich bei ihrer Ankunft in Chili das junge Mädchen, welches Ludwig liebte, so zu sagen, an den Kopf warf.

Gezwungen, sich für besiegt zu erkennen, hatte Valentin klug die Stirn gesenkt, indem er geduldig auf die Stunde wartete, seine Revanche zu nehmen und auf die Schwäche seines Freundes, sowie auf die Zeit zählte, ihn von einer Liebe zu heilen, welche Dona Rosario, obgleich sie dieselbe theilte, für unmöglich erklärte.

Die Offenbarung, welche Don Tadeo in der Heftigkeit seines Schmerzes entschlüpft war, hatte aber=

mals alle Batterien Valentins demontirt und seine Pläne von Grund aus vernichtet.

Da durchzuckte das Hirn des jungen Mannes ein strahlender Gedanke gleich einem Blitze.

Er hatte mit Eifer die sich ihm bietende Gelegenheit ergriffen, Dona Rosario aufzusuchen, denn er wünschte es glühend, sie zu retten und ihrem Vater zurückzugeben.

Wir halten es für überflüssig, zu sagen, daß Valentin einen neuen Plan entworfen hatte; dieser lächelte ihn aber ungemein an, denn wenn er gelang, gewährte er ihm die Mittel, seinem Milchbruder das Glück zurückzugeben, indem er ihn zugleich in den Besitz des Vermögens und seiner Geliebten brachte.

Am Morgen eben des Tages, an welchem in dem Canon del Rio seco der blutige Kampf geliefert wurde, schritten Valentin und Trangoil Lanec neben einander einher, während Cäsar ihnen auf den Fersen folgte.

Die beiden Männer plauderten mit einander, indem sie einen Maiskuchen verzehrten, den sie dann und wann mit etwas Smylax-Wasser anfeuchteten, welches Trangoil Lanec in einer an seinem Gürtel hängenden Flasche hatte.

Der Tag schien prachtvoll werden zu wollen; der Himmel war von durchsichtigem Blau und die Strahlen einer warmen Herbstsonne ließen die Kiesel auf dem Wege, den sie verfolgten, erglänzen.

Rechts und links unterhielten sich lustig zwitschernd

Tausende von Vögeln, die in dem dichten Laubwerk versteckt waren und in der Ferne erschienen einzelne Hütten am Saume der Straße.

„Hört, Häuptling," sagte Valentin lachend, „Ihr bringt mich durch Eure Kälte und Gleichgültigkeit in Verzweiflung."

„Was will mein Bruder sagen?" antwortete verwundert der Indianer.

„Caramba! Wir durchwandern die reizendsten Landschaften der Welt; wir haben vor uns die mannichfaltigste Gegend und alle diese Schönheiten lassen Euch so kalt, wie die Granitmassen, die sich an dem Horizonte erheben."

„Mein Bruder ist jung," bemerkte Trangoil Lanec sanft, „er ist Enthusiast."

„Ich weiß nicht, ob ich Enthusiast bin," antwortete lebhaft der junge Mann, „aber das fühle ich, daß diese Natur bezaubernd ist, und ich spreche es aus, das ist Alles."

„Ja," sagte der Häuptling mit tiefer Stimme, „Pillian ist groß; er ist es, der alle Dinge geschaffen hat."

„Gott, wollt Ihr sagen, Häuptling, aber das ist gleichviel; unser Gedanke ist derselbe, und wir wollen uns nicht um ein Wort streiten. Ach, in meinem Vaterlande," fügte er mit einem Seufzer des Bedauerns hinzu, „würde man viel dafür zahlen, Das nur einen Augenblick betrachten zu können, was ich hier den gan=

zen Tag umsonst sehe. Wohl hat man recht, zu sagen, daß Reisen die Jugend bilden."

„Giebt es auf der Insel meines Bruders nicht auch Berge und Bäume wie hier?" fragte der Indianer neugierig.

„Ich habe Euch schon gesagt, Häuptling, daß mein Vaterland keine Insel ist, sondern ein eben so großes Land, wie dieses hier. Es fehlt dort Gott sei Dank nicht an Bäumen, es giebt sogar sehr viele, und auch hohe Berge haben wir, unter andern den Montmartre."

„Hm!" sagte der Indianer, der ihn nicht verstand.

„Ja," fuhr Valentin fort, „wir haben Berge, aber im Vergleich zu diesen sind sie nur Hügel."

„Mein Land ist das schönste der Welt," sagte der Indianer voll Stolz. „Pillian hat es für seine Kinder gemacht, deshalb möchten die Bleichgesichter uns daraus vertreiben."

„Es liegt etwas Wahres in Dem, was Ihr da sagt, Häuptling; ich will mit Euch nicht darüber streiten, denn das möchte uns zu weit führen, und wir haben uns mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen."

„Gut!" sagte der Häuptling herablassend, „es können nicht alle Menschen in meinem Lande geboren sein."

„Das ist wahr; deshalb bin ich auch anderwärts geboren."

Cäsar, welcher philosophisch hinter den beiden Freunden hergeschritten war und die Brocken aufgeschnappt hatte, die sie ihm zuwarfen, knurrte dumpf.

„Was giebt es, mein Alter?" fragte ihn Valentin, indem er ihn liebkoste. „Witterst Du vielleicht etwas Verdächtiges?"

„Nein," sagte Trangoil Lanec ruhig. „Wir nähern uns der Tolderia, und der Hund wird in der Nähe einen Aukas gewittert haben."

In der That hatte er kaum ausgesprochen, als ein indianischer Reiter um eine Wendung des Weges bog.

Er kam den beiden Männern im Galopp entgegen, grüßte sie mit dem üblichen mary-mary, und ritt vorüber.

„Wißt Ihr wohl," sagte Valentin, nachdem er den Gruß erwiedert und der Reiter sich entfernt hatte, „daß wir vielleicht Unrecht haben, uns so offen zu zeigen?"

„Weshalb?"

„Caramba! Weil es nicht an Leuten fehlt, die ein Interesse dabei haben, uns entgegen zu wirken."

„Wer weiß, was wir wollen? Wer weiß, was wir sind?"

„Niemand; Das ist wahr."

„Nun, ist es da nicht besser, offen zu handeln? Wir sind Reisende, das ist Alles. Wenn wir uns in der Wüste befänden, so wäre es etwas Anderes, aber

hier in einer beinahe spanischen Tolderia, würden Vorsichtsmaßregeln uns eher schaden, als nützen."

„Was ich Euch sagte, war nur eine einfache Bemerkung; Ihr könnt ganz nach Gefallen handeln. Ueberdies müßt Ihr viel besser als ich wissen, was zu thun ist."

Während des Vorhergehenden waren die beiden Männer mit leichtem Gange rüstig vorwärts geschritten, und beinahe ohne es zu bemerken, erreichten sie den Eingang des Dorfes.

„Wir sind also in San-Miguel?" fragte Valentin.

„Ja!" antwortete der Andere.

„Und Ihr glaubt, daß Dona Rosario nicht mehr hier ist?"

Der Indianer schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er.

„Weshalb glaubt Ihr Das, Häuptling?"

„Ich kann meinem Bruder Das nicht erklären."

„Weshalb nicht?"

„Weil es Instinct ist."

„Den Teufel," dachte Valentin, „wenn der Instinct sich hineinmischt, sind wir verloren. Aber," fügte er laut hinzu, „Ihr habt doch gewiß einen Grund. Welcher ist das?"

„Mein Bruder sehe!"

„Nun," entgegnete der junge Mann, nachdem er

die Blicke nach allen Seiten gewendet hatte, „ich sehe Nichts.“

„Das ist mein Grund. Das Dorf ist zu ruhig. Die Huilichen-Weiber sind auf den Feldern, die Krieger sind auf der Jagd; nur die Alten sind in den Toldos.“

„Das ist wahr,“ sagte Valentin, welcher träumerisch geworden war. „Daran hatte ich nicht gedacht.“

„Wenn die Gefangene hier wäre, so würde mein Bruder Krieger, Pferde sehen; das Dorf würde leben, jetzt aber ist es todt.“

„Corbleu!“ dachte Valentin, „diese Wilden sehen Alles, errathen Alles, wir sind trotz aller unserer Civilisation im Vergleich zu ihnen nur Kinder. „Häuptling,“ sagte er laut, „Ihr seid weise! Ich bitte Euch, sagt mir, wer Euch alle diese Dinge gelehrt hat.“

Der Indianer blieb stehen. Mit einer majestätischen Handbewegung zeigte er dem jungen Manne den Horizont und mit feierlicher Stimme sagte er:

„Bruder, es war die Wüste!“

„Ja!“ entgegnete der Franzose mit Ueberzeugung, denn nur dort erblickt der Mensch Gott von Angesicht zu Angesicht. Ach, wie werde ich dahin gelangen, die Kenntnisse zu erwerben, die dieser Indianer besitzt?

Sie betraten das Dorf.

Wie Trangoil Lanec gesagt hatte, schien es verlassen zu sein.

Wie in allen indianischen Tolderias, standen die

Thüren offen, und die Reisenden konnten sich, ohne in die Hütten einzutreten, von der Abwesenheit der Bewohner überzeugen.

Nur in einigen Hütten sahen sie Kranke, die auf ihren Schaffellen lagen und kläglich seufzten.

Caramba!“ sagte Valentin getäuscht, „Ihr habt sehr schnell errathen, Häuptling, daß wir nicht einmal Hunde finden, die uns in die Waden beißen können.“

„Setzen wir indeß unsern Weg fort!“ sagte der Häuptling gleichgültig.

„Meiner Treu!“ antwortete der junge Mann, „ich glaube, daß uns nichts Besseres zu thun bleibt, denn es ist uns nicht einmal möglich, Nachrichten einzuziehen.“

Plötzlich sprang Cäsar heulend voran, und als er zu einer einzelnstehenden Hütte kam, hielt er vor der Thür derselben an und kratzte mit den Pfoten den Boden aus, indem er wüthend heulte.

„In diesem Hause,“ sagte Trangoil Lanec, „werden wir vielleicht etwas über die bleiche Jungfrau erfahren.“

„So laßt uns denn hineilen!“ rief Valentin voll Ungeduld.

Die beiden Männer liefen nun auf die Hütte zu. Cäsar heulte noch immer.

X.

Nachrichten.

Als Valentin und Trangoil Lanec zu der Hütte gelangten, öffnete sich die Thür derselben und eine Frau trat auf die Schwelle.

Diese Frau schien ungefähr vierzig Jahr alt zu sein, obgleich sie in der That kaum fünf und zwanzig zählte. Aber das Leben, zu welchem die indianischen Weiber verurtheilt sind, die schweren Arbeiten, die sie verrichten müssen, machen, daß sie schnell altern und in wenigen Jahren die Blüthe der Schönheit und Jugend verlieren, welche die Frauen unserer Gegenden so lange bewahren.

Diese Frau trug in ihren Zügen den Stempel der Sanftmuth, im Gemisch mit einem Anfluge von Melancholie, und schien sehr leidend zu sein.

Ihre wollene, blaue Kleidung bestand in einer Tunika, die ihr bis auf die Füße herabfiel, aber sehr eng war, was die Frauen dieses Landes zwingt, nur ganz kleine Schritte zu machen. Ein kurzer Mantel, Ichella genannt, bedeckte ihre Schultern und kreuzte sich über der Brust, wo er mit einer silbernen Schnalle zusammengehalten wurde, die zugleich dazu diente, den Gürtel der Tunika zu befestigen.

Ihre langen Haare, schwarz wie das Gefieder des Raben, waren in acht Flechten getheilt, welche auf die Schultern herabfielen und mit einer Menge Liankas, oder falschen Smaragden geschmückt waren. Sie trug Halsband und Armbänder von Glasperlen; ihre Finger waren mit einer Menge silberner Ringe geschmückt und in ihren Ohren hingen große viereckige Ohrgehänge von dem gleichen Metall.

Alle diese Schmucksachen werden in Araukanien von den Indianern selbst angefertigt.

In diesem Lande treiben die Frauen den Luxus der Toilette sehr weit; selbst die Aermsten besitzen Schmuck. Man hat daher auch berechnet, daß über hundert tausend Mark Silber zu diesen weiblichen Schmuckgegenständen verwendet sind, eine ungeheure Summe in einer Gegend, in welcher der Handel im Allgemeinen nur in dem Austausch einer Waare gegen eine andere besteht und das baare Geld beinahe unbekannt und deshalb sehr gesucht ist.

Sobald diese Frau die Thür öffnete, stürzte Cäsar so heftig in das Innere der Hütte, daß er die Indianerin beinahe über den Haufen geworfen hätte. Sie taumelte und mußte sich an der Wand halten.

Die beiden Mänuer grüßten sie artig und entschuldigten den Ungestüm des Hundes, dem sein Herr vergebens pfiff, und der nicht zurückkehren zu wollen schien.

„Ich weiß, was den Hund beunruhigt,“ sagte die

Frau sanft. „Meine Brüder sind Reisende; sie mögen eintreten in diesen armen Toldo, der ihnen gehört; ihre Sclavin wird sie bedienen.“

„Wir nehmen das wohlwollende Anerbieten meiner Schwester an,“ entgegnete Trangoil Lanec. „Die Sonne brennt heiß und da meine Schwester es erlaubt, werden wir einige Augenblicke ausruhen und uns erfrischen.“

„Meine Brüder sind willkommen; sie werden unter meinem Dache bleiben, so lange es ihnen gefällt.“

Nach diesen Worten trat die Herrin der Hütte zur Seite, um den Fremden den Eingang frei zu lassen.

Die beiden Männer gingen hinein.

Cäsar lag in der Mitte des Cuarto, mit der Schnauze am Boden; er schnüffelte und kratzte unter dumpfem Geheul. Als er seinen Herrn erblickte, sprang er auf ihn zu, wedelte mit den Schwanze und kehrte nach einer flüchtigen Liebkosung in seine frühere Lage zurück.

„Mein Gott!“ murmelte Valentin voll Besorgniß; „was ist hier vorgegangen?“

Ohne irgend etwas zu sagen streckte Trangoil Lanec sich neben dem Hunde auf den Boden, heftete die Augen fest darauf und forschte aufmerksam.

Sobald die Männer in die Hütte eingetreten waren, hatte die Frau sie allein gelassen, um ihnen Etwas zum Essen zu bereiten.

Nach kurzer Zeit stand der Häuptling auf und setzte sich schweigend neben Valentin.

Als dieser sah, daß sein Gefährte im Schweigen beharrte, fragte er:

„Nun, Häuptling, was giebt es Neues?"

„Nichts," sagte der Ulmen; „diese Spuren sind wenigstens vier Tage alt."

„Von welchen Spuren sprecht Ihr, Häuptling?"

„Von den Blutspuren am Boden."

„Blut!" rief der junge Mann. „Sollte Dona Rosario ermordet worden sein?"

„Nein," entgegnete der Häuptling. „Wenn dies Blut das ihrige ist, so wurde sie nur verwundet."

„Woraus schließt Ihr Das?"

„Ich vermuthe es nicht; ich bin Dessen gewiß."

„Aber durch welche Beweise?"

„Weil sie verbunden worden ist."

„Verbunden! Wahrhaftig, Häuptling, Das ist zu stark! Ihr werdet mir erlauben, daran zu zweifeln. Wie könnt Ihr wissen, daß die Person, — welche es auch sei — die verwundet ist, hier verbunden wurde?"

„Mein Bruder urtheilt sehr schnell; er will nicht überlegen."

„Pardieu, wenn ich auch bis morgen überlegte, so käme ich dadurch nicht weiter."

„Vielleicht doch! Mein Bruder betrachte Dies hier."

Indem der Häuptling Dies sagte, öffnete er die

rechte Hand und zeigte einen darin verborgenen Gegenstand.

„Caramba!“ sagte Valentin lustig; „Das ist ein trockenes Blatt. Was zum Teufel soll ich daraus lernen?“

„Alles!“ sagte der Indianer.

„Das wäre! Wenn Ihr mir Das beweisen könnt, Häuptling, so halte ich Euch für den größten M a chi in ganz Araukanien.“

Der Häuptling lächelte mit dem Ausdruck guter Laune.

„Mein Bruder scherzt immer,“ sagte er.

„Ihr seid aber auch zum Verzweifeln. Zum Teufel, wollt Ihr lieber, daß ich weine? Nun, lasset Eure Auseinandersetzung hören.“

„Sie ist sehr einfach.“

„Hm!“ sagte Valentin zweifelnd. „Das wollen wir sehen.“

„Dies Blatt fuhr der Häuptling fort, „ist ein Oregano-Blatt; der Oregano aber ist vortrefflich, um das Blut zu stillen und die Wunden zu heilen. Mein Bruder weiß Das.“

„Ja, Das ist wahr. Fahret fort.“

„Gut. Hier sind Blutspuren; es ist Jemand verwundet worden; an eben dem Orte habe ich ein Oregano-Blatt gefunden; dies Blatt kann nicht von selbst hierher gekommen sein, folglich ist Jemand verbunden worden.“

„Offenbar!“ rief Valentin, bestürzt über diese ganz logische Erklärung und indem er mit komischer Verzweiflung aufstand, schlug er sich vor die Stirn und sagte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber dieser verteufelter Mensch hat das Talent, mir fortwährend zu beweisen, daß ich ein Dummkopf bin.“

„Mein Bruder denkt nicht genug nach.“

„Das ist wahr, Häuptling, Das ist wahr; aber seid nur ruhig; Das wird schon noch kommen.“

Die Frau trat in diesem Augenblicke ein. Sie trug zwei Büffelhörner mit geröstetem Mehl gefüllt.

Die Reisenden, welche am Morgen nur ein karges Frühstück gehabt hatten, nahmen eifrig an, was ihnen geboten wurde. Sie aßen tapfer ihr Horn voll Mehl aus und tranken dazu jeder einen Becher Chicha.

Sobald sie dies leichte Mahl beendigt hatten, bot die Indianerin ihnen den Maté, den sie mit wahrem Vergnügen einsogen. Dann zündeten sie ihre Cigarren an.

„Wünschen meine Brüder sonst noch Etwas?“ fragte die Indianerin.

„Meine Schwester ist gut,“ antwortete Trangoil Lanec. „Wird sie einen Augenblick mit uns plaudern?“

„Ich werde thun, was meinen Brüdern gefällt.“

Valentin, der schon mit den araukanischen Sitten bekannt war, stand auf, zog zwei Piaster aus der Tasche, reichte sie der Indianerin und sagte:

„Wird meine Schwester mir erlauben, ihr Dies

hier anzubieten, um sich davon Ohrringe machen zu lassen?"

Bei diesem reichen Geschenke glänzten die Augen der armen Frau vor Freude.

„Ich danke meinem Bruder," sagte sie. „Mein Bruder ist ein Muruche. Vielleicht ist er ein Verwandter des jungen Mädchens, das hier war? Er wünscht, zu erfahren, was aus ihr geworden ist; ich will es ihm sagen."

Valentin bewunderte im Stillen den Scharfsinn dieser Frau, welche auf den ersten Blick seine Gedanken errathen hatte.

„Ich bin nicht ihr Verwandter," sagte er, „aber ich bin ihr Freund und hege eine lebhafte Theilnahme für sie. Ich gestehe, daß meine Schwester mich glücklich machen wird, wenn sie mir Nachrichten von ihr giebt."

„Ich werde es thun," antwortete sie.

Sie neigte den Kopf auf die Brust und blieb einen Augenblick sinnend sitzen; sie sammelte ihre Erinnerungen.

Die beiden Männer warteten voll Ungeduld.

Endlich erhob sie den Kopf, wendete sich zu Valentin und sagte:

„Vor einigen Tagen kam gegen Abend eine große Frau von den Bleichgesichtern hier an. Ihre Augen funkelten wie die Sonnenstrahlen von Mittag. Ihr folgten etwa zehn Mosotonen. Ich bin krank und bleibe deshalb seit einem Monat im Hause, statt auf

das Feld zu gehen. Diese Frau bat mich, die Nacht in meiner Hütte bleiben zu dürfen; man kann die Gastfreundschaft nicht verweigern und ich sagte ihr daher, daß sie bei mir zu Hause wäre. Gegen die Mitte der Nacht entstand ein großer Lärm von Pferden in dem Dorfe und mehrere Reiter kamen an, die eine Jungfrau der Bleichgesichter mit sich führten; ihr Blick war sanft und traurig und ich erfuhr später, daß sie eine Gefangene der Anderen sei. Ich weiß nicht, wie es das junge Mädchen anfing, aber es gelang ihr, zu entfliehen, während die große Frau sich mit Antinahuel unterhielt, der ebenfalls angekommen war. Diese Frau und der Toqui machten sich zur Verfolgung des jungen Mädchens auf und bald brachten sie sie auf einem Pferde festgebunden und mit verwundeter Stirn zurück. Das arme Mädchen war ohnmächtig und ihr Blut floß reichlich; man mußte Mitleid mit ihr haben. Ich weiß nicht, was vorging, aber plötzlich änderte die große Frau ihr Benehmen gegen das junge Mädchen, verband ihre Wunde und bewies ihr die größte Sorgfalt."

Bei diesen letzten Worten wechselten Trangoil Lanec und Valentin einen Blick.

Die Indianerin fuhr fort:

„Endlich brachen Antinahuel und die Frau auf und ließen das junge Mädchen mit zehn Mosotonen zu ihrer Bewachung in meiner Hütte. Einer der Mosotonen sagte mir, das Mädchen gehöre dem Toqui, der die Absicht hätte, sie zu seiner Frau zu machen,

und da man in mich kein Mißtrauen setzte, gestand mir der Mann, daß das Kind seiner Familie durch die Frau geraubt worden wäre, welche sie dem Toqui verkauft hätte und damit ihre Familie sie nicht wiederfinden könnte, würde man sie, sobald sie die Reise auszuhalten vermöchte, weit jenseit der Berge zu den Puelchen bringen."

„Nun?" fragte Valentin, als die Frau innehielt.

„Gestern," fuhr sie fort, „befand sie sich viel wohler; da haben die Mosotonen ihre Pferde gesattelt und sind gegen die dritte Tagesstunde mit ihr aufgebrochen."

„Und das junge Mädchen hat meiner Schwester Nichts gesagt?" fragte Trangoil Lanec.

„Nichts!" antwortete die Indianerin traurig. ‚Das arme Kind weinte und wollte nicht fort, aber sie hoben sie mit Gewalt auf das Pferd und drohten ihr, sie darauf fest zu binden, wenn sie Widerstand leistete; da gehorchte sie denn."

„Das arme Kind," sagte Valentin, „sie mißhandelten sie?"

„Nein, sie hatten viel zu viel Achtung vor ihr — überdieß habe ich selbst gehört, wie der Toqui ihnen vor seiner Abreise befahl, sie mit Sanftmuth zu behandeln."

„Also," fuhr Trangoil Lanec fort, „ist sie seit gestern fort?"

„Seit gestern."

„Nach welcher Seite?"

„Die Mosotonen sprachen unter sich von dem Stamme des falben Geiers, aber ich weiß nicht, ob sie dorthin gegangen.“

„Ich danke,“ sagte der Ulmen, „meine Schwester ist gut; Pillian wird sie belohnen. Sie kann sich entfernen. Die Männer werden Rath halten.“

Die Indianerin stand auf, ohne sich eine Bemerkung zu erlauben und verließ den Cuarto.

„Jetzt,“ fragte der Häuptling Valentin, „sage mir mein Bruder, was seine Absicht ist?“

„Ei, mir scheint, unser Weg ist vorgezeichnet: Der Spur der Entführer folgen, bis es uns gelingt, ihnen das junge Mädchen zu entreißen.“

„Das ist auch meine Meinung. Indeß sind zwei Männer nicht viel, um eine solche Absicht auszuführen.

„Das ist wahr. Aber was können wir dabei thun?“

„Erst diesen Abend aufbrechen.“

„Weshalb Das?“

„Weil Curumilla und vielleicht noch andere Freunde meines Bruders uns dann erreicht haben werden.“

„Seid Ihr Dessen gewiß, Häuptling?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Gut, dann wollen wir warten.“

Valentin, welcher wußte, daß er mehrere Stunden an diesem Orte zubringen mußte, beschloß, sie zu benutzen. Er streckte sich auf den Boden, schob einen

Stein unter seinen Kopf, schloß die Augen und schlief ein.

Cäsar legte sich zu seinen Füßen; Trangoil Lanec aber schlief nicht. Mit einem Strickende, das er in der Hütte fand, beschäftigte er sich damit, alle Fußspuren zu messen, die auf dem Boden eingedrückt waren. Dann rief er die Indianerin, zeigte ihr die verschiedenen Maße und fragte sie, ob sie das anzeigen könnte, welches dem Fuße des jungen Mädchens angehören könne.

„Dieses,“ antwortete die Frau, indem sie das kleinste zeigte.

„Gut,“ sagte Trangoil Lanec, indem er dies bezeichnete.

Dann schob er sorgfältig den Strick in seinen Gürtel, legte sich ebenfalls auf den Boden neben Valentin und war bald eingeschlafen.

XI.

Der Hinterhalt.

Curumilla und seine beiden Gefährten stiegen, so schnell es ihnen möglich war, die steile Höhe des Car=

covado herab. War aber die Besteigung schwer gewesen, so war das Niederklettern es nicht minder.

Bei jedem Schritte wurden die Reisenden durch Felsblöcke, die sich vor ihnen in die Höhe thürmten, oder durch dichtes Gebüsch aufgehalten, welches ihnen den Weg versperrte. Oft glaubten sie den Fuß auf festen Boden zu setzen und sanken plötzlich ein, indem sie mit Schrecken erkannten, daß Das, was sie für Boden gehalten hatten, nur ein dichtes Gewirr verwachsener Pflanzen war, die ungeheure Felsspalten verbargen; überall jagten sie durch ihre Tritte Myriaden abscheulicher Thiere auf; zuweilen sahen sie die Schlangen ihre drohenden Ringe unter dem dürren Laubwerke hinschieben und überall zeigten sich namenlose Ueberbleibsel von allerhand verfaulten Gegenständen.

Bald mußten sie auf den Knieen kriechen, bald von Ast zu Ast springen, oder sich mit dem Beile in der Hand einen Weg bahnen.

Dieser peinliche und anstrengende Marsch dauerte beinahe zwei Stunden, da sie zahlreiche Umwege machen mußten.

Nach Verlauf dieser Zeit befanden sie sich am Eingange der Grotte, in der sie ihre Pferde zurückgelassen hatten.

Die beiden Weißen waren buchstäblich todtmüde, besonders der Graf, der unter aristokratischen Gewohnheiten aufgewachsen war und seine Kräfte nie auf eine so harte Probe zu setzen gebraucht hatte. Er fühlte sich

wie vernichtet. Seine Füße und seine Hände waren mit Blasen bedeckt, sein Gesicht zerrissen; die Nothwendigkeit, vorwärts zu kommen, hatte ihn bisher aufrecht erhalten, aber als er die kleine Fläche erreichte, sank er keuchend nieder und warf verstörte Blicke umher, wie ein Mensch, der durch übermäßige Anstrengung erschöpft ist.

Don Tadeo fühlte sich bei Weitem nicht so angegriffen, wie sein Gefährte; indeß sein kurzer Athem, die dunkle Röthe, welche seine Wangen bedeckte, der Schweiß, der von seinem Gesicht rann, waren eben so viel Beweise der Ermüdung, die auch er fühlte.

Curumilla war so frisch und kräftig, als hätte er keinen Schritt gemacht. Die physische Anstrengung schien die eiserne Organisation des Indianers nicht berührt zu haben.

„Meine Brüder bedürfen der Ruhe," sagte er; „wir werden hier die nöthige Zeit bleiben, um ihre Kräfte wieder zu sammeln."

Weder Don Tadeo, noch der Graf antworteten. Scham hielt sie ab, ihre Schwäche zu gestehen. Eine Stunde verfloß, ohne daß ein Wort gewechselt worden war.

Curumilla hatte sich entfernt. Als er wiederkehrte fragte er:

„Nun, wie geht's?"

„Noch einige Minuten!" antwortete der Graf.

Der Indianer warf stolz den Kopf hinten über.

„Die Zeit drängt,“ sagte er.

Der Häuptling zog ein kleines Kästchen aus seinem Gürtel, öffnete es und reichte es Don Tadeo. „Nehmt!“ sagte er.

Dieses Kästchen enthielt vier Abtheilungen. Die erste war mit einer Anzahl trockener Blätter von weißlicher Farbe gefüllt; die zweite mit ungelöschtem Kalk, die dritte mit kleinen Stückchen Stein und in einer vierten befanden sich drei oder vier kleine hölzerne Spateln.

„Ha!“ rief Don Tadeo voller Freude. „Caco!“

„Ja,“ sagte der Indianer; mein Vater kann davon nehmen.“

Don Tadeo ließ sich Dies nicht zweimal sagen, ergriff begierig eines der Holzstückchen mit der einen Hand, nahm in die andere ein Blatt, streute auf dieses Blatt mit dem Holze etwas ungelöschten Kalk, wickelte ein Stückchen Stein in das so zubereitete Blatt, bildete damit eine Kugel und schob diese in den Mund.

Der Graf sah den verschiedenen Bewegungen Don Tadeo's mit stets wachsendem Interesse zu; sobald er fertig war, sagte er mit der größten Neugier:

„Was ist Das?“

„Caco!“ antwortete dieser.

„Ganz gut; aber das sagt mir noch Nichts.“

„Mein Freund,“ entgegnete Don Tadeo, „Amerika ist das gelobte Land; sein besonders reich bevorzugter Boden bringt Alles hervor. So haben wir

das Paraguaykraut, welches den Thee ersetzt und die Coca, die mit Vortheil die Stelle des Betels vertritt, und ich fordere Sie auf den Versuch zu machen."

„Unter Ihrer Bürgschaft, Don Tadeo, würde ich es versuchen, unmögliche Dinge zu vollbringen, um so mehr also dieses Blatt zu verschlucken, was mir so harmlos zu sein scheint. Aber ich gestehe Ihnen, daß ich nicht böse darüber wäre, die Eigenschaften dieses Genusses kennen zu lernen, welche nach der Freude, die Sie beim Anblick äußerten, außerordentlich groß sein müssen."

„Urtheilen Sie selbst davon," erwiederte Don Tadeo, der während des Sprechens sich eine zweite Pille, der ersten ganz ähnlich, zubereitet hatte. „Die Coca besitzt die Fähigkeit, die Kräfte zu ergänzen, den Schlaf zu verbannen, den Hunger zu stillen und den Muth zu erwecken."

„Und um aller dieser kostbaren Gaben zu genießen, muß man — ?"

„Ganz einfach die Coca kauen, wie die Seeleute den Tabak und die Malaien den Betel."

„Der Teufel!" sagte der junge Mann, „Sie sind zu ernsthaft, Don Tadeo, als daß ich glauben könnte, Sie wollten sich über meine Leichtgläubigkeit lustig machen. Ich bitte, geben Sie mir schnell die Coca-Arznei, damit ich den Versuch mache. Uebrigens, wenn es Nichts nützt, so . . ."

„Wird es Ihnen Nichts schaden. Das ist stets

ein Trost," antwortete lächelnd Don Tadeo und reichte dem Grafen die zubereitete Coca.

Dieser steckte sie ohne zu zaudern in den Mund.

Nachdem Curumilla sein Kästchen wieder in den Gürtel gesteckt hatte, sattelte er die Pferde.

Plötzlich ertönte in geringer Entfernung von ihnen ein lebhaftes Gewehrfeuer, gefolgt von einem entsetzlichen Geheul.

„Was bedeutet Das?" rief Ludwig, indem er schnell aufsprang.

„Der Kampf beginnt wieder," antwortete Curumilla.

„Was sollen wir thun?" fragte Don Tadeo.

„Eilen wir unsern Freunden zum Beistand!" sagte edelmüthig der junge Mann.

Don Tadeo richtete auf den Ulmen einen fragenden Blick.

„Und das junge Mädchen?" fragte der Indianer.

Der Graf bebte, aber er sammelte sich sogleich und sagte:

„Unsere Gefährten suchen sie auf. Wir haben hier grausame Feinde, und es ist unsere Pflicht, ihnen die Möglichkeit zu rauben, ferner zu schaden."

In diesem Augenblicke verdoppelte sich das Geschrei und das Gewehrfeuer wurde heftiger.

„Entscheiden wir uns!" rief lebhaft der junge Mann.

„Eine Stunde Zögerung wird meiner Tochter keinen großen Nachtheil bringen,“ rief entschlossen Don Tadeo.

„Zu Pferde denn!“ sagte der Häuptling.

Die drei Männer schwangen sich in den Sattel.

In dem Maße, wie sie sich näherten, wurde der Lärm des Kampfes, der in dem Engpasse geliefert wurde, immer deutlicher, und sie erkannten den Kriegsruf der Chilier, der sich mit dem Geheul der Araukaner mischte; zuweilen schlugen Kugeln gegen die sie umgebenden Bäume.

Ohne den dichten Vorhang des Laubwerks, der sie umgab, würden sie die Kämpfenden gesehen haben.

Ohne indeß auf die zahllosen Hindernisse zu achten, die sich ihnen in den Weg stellten, jagten die Reiter im Galopp vorwärts, auf die Gefahr hin, in die Abgründe zu stürzen, neben denen sie hinritten, ohne sich darum zu kümmern.

„Halt!“ schrie plötzlich der Ulmen.

Die Reiter zogen die Zügel ihrer in Schweiß gebadeten Pferde an.

Curumilla hatte seine Freunde zu einem Orte geführt, von dem aus sie den Ausgang des Engpasses nach der Seite von Santiago übersehen konnten.

Dies war eine Art natürlicher Festung, die aus Granitblöcken bestand, welche auf eigenthümliche Weise durch irgend eine Revolution der Erde übereinander gehäuft worden waren.

Die Felsblöcke hatten aus der Ferne eine auffallende Aehnlichkeit mit einem Thurme; ihre ganze Höhe mochte etwa dreißig Fuß betragen.

Vollkommen isolirt auf dem steilen Abhange des Berges gelegen, konnte man zu ihrem Gipfel nur gelangen, indem man sich der Hände und der Füße bediente. Mit einem Worte, es war eine wahre Festung, auf deren Spitze man im Falle der Noth eine Belagerung hätte aushalten können.

„Welche vortreffliche Position!“ bemerkte Don Tadeo.

„Beeilen wir uns, sie einzunehmen!“ antwortete der Graf.

Sie stiegen von den Pferden.

Curumilla nahm den Thieren die Zügel ab und jagte sie in den Wald, da er überzeugt war, daß die klugen Pferde sich nicht weit entfernen würden, und daß sie sie wiederfinden könnten, sobald sie ihrer bedürften.

Ludwig und Don Tadeo erkletterten schon die Felsmasse. Curumilla wollte ihrem Beispiele folgen, als in dem dichten Laubwerk eine Bewegung entstand, die Zweige auseinander gebogen wurden und ein Mann sich zeigte.

Der Ulmen sprang rasch hinter einen Baum und spannte den Hahn seines Gewehres.

Der Mann, der so unerwartet hier erschien, hatte sein Gewehr über die Schulter geworfen und hielt in

der Hand einen Degen, der bis zum Griffe mit Blut geröthet war und so den Beweis lieferte, daß er sich tapfer geschlagen hatte.

Er lief, indem er nach allen Seiten umhersah, nicht wie ein Mensch, der flieht, sondern im Gegentheil, wie Einer, der einen Andern sucht.

Curumilla stieß einen Ruf des Erstaunens aus, verließ seinen vorläufigen Schutzort und trat dem Ankommenden entgegen.

Auf den Ruf des Häuptlings wendete der Indianer sich um und ein Ausdruck der Freude malte sich auf seinem Gesicht.

„Ich suche meinen Vater," sagte er lebhaft.

„Gut!" entgegnete Curumilla; „hier bin ich."

Der Lärm des Kampfes wuchs von Augenblick zu Augenblick, und schien sich immer mehr zu nähern.

„Mein Sohn folge mir!" sagte Curumilla; „wir können hier nicht bleiben."

Die beiden Indianer erkletterten nun den Fels, auf dessen Gipfel Don Tadeo und der junge Graf bereits gelangt waren.

Durch einen sonderbaren Zufall enthielt die Spitze dieses Felskegels, die ungefähr zwanzig Quadratfuß groß sein mochte, eine Menge loser Steine, die an dem Rande des Abgrundes über einander gehäuft waren und einen Hinterhalt boten.

Die beiden Weißen wunderten sich über den neu Hinzugekommenen, der Niemand Anders war als Joan.

Aber der Augenblick war nicht günstig, um viel Fragen zu thun und die vier Männer beeilten sich, ihre Brustwehr einzurichten.

Als diese Arbeit beendigt war, ruhten sie aus.

Es waren vier entschlossene Männer, mit Gewehren bewaffnet und reichlich mit Munition versehen. An Lebensmitteln mangelte es ihnen ebenfalls nicht und so war ihre Position vortrefflich.

Sie konnten sich wenigstens acht Tage gegen eine große Uebermacht von Angreifern erhalten.

Alle setzten sich auf Steine und nun wurde Joan befragt, während man sorgfältig Alles überwachte, was auf der Ebene vorging, die noch vollkommen einsam war, obgleich das Geschrei und die Schüsse sich in dem Engpasse fortwährend hören ließen.

Wir wiederholen nicht, was Joan seinen Freunden erzählte; unsere Leser wissen es schon; aber wir nehmen seine Erzählung da auf, als er die Schlacht verließ.

„Als ich sah," sagte er, „daß es dem Gefangenen gelungen war, zu entkommen, ungeachtet seine Escorte die tapfersten Anstrengungen machte, seiner wieder habhaft zu werden, glaubte ich, daß es Euch vielleicht nützlich sein würde, diese Nachricht zu empfangen und indem ich mich mit großer Mühe durch die Kämpfenden hindurcharbeitete, warf ich mich in den Wald, um Euch aufzusuchen und ein Zufall führte mich zu Euch, als ich schon daran verzweifelte, Euch zu finden.

„Wie?“ rief Don Tadeo erschrocken, „es ist dem Menschen gelungen, zu entkommen?“

„Ja, und ich zweifle nicht, daß Sie ihn bald auf der Ebene sehen werden.“

„Bei Gott!“ rief energisch der junge Graf, „wenn der Elende in Schußweite bei mir vorüberkommt, so schwöre ich, ihn wie ein wildes Thier niederzustrecken.“

„Ach!“ sagte Don Tadeo, „wenn dieser Mensch frei ist, so ist Alles verloren.“

Das Geschrei verdoppelte sich. Das Schießen wurde außerordentlich heftig und eine Menge Indianer drangen in wilder Verwirrung aus dem Engpasse hervor; die Einen liefen erschrocken nach allen Richtungen davon; die Anderen suchten einem Feinde zu widerstehen, der noch unsichtbar war.

Die vier Männer traten, die Gewehre in der Hand, an den Rand der Plateforme.

Die Zahl der Flüchtlinge wuchs von Augenblick zu Augenblick.

Die Ebene, die so ruhig und einsam gewesen war, bot jetzt ein höchst belebtes Schauspiel. Die Einen liefen wie vom Schwindel ergriffen; die Anderen sammelten sich in kleine Trupps und kehrten zum Kampfe zurück.

Von Zeit zu Zeit sah man Einzelne fallen, Viele, um nicht wieder aufzustehen, Andere, die glücklich und nur verwundet waren, machten unglaubliche Anstreng=

ungen, um sich wieder emporzurichten und ihre Flucht fortzusetzen.

Ein Trupp chilischer Reiter kam im Galopp daher gesprengt und trieb die Araukaner, die noch Widerstand leisteten, vor sich her.

Vor diesem Trupp ritt mit der Schnelle eines Pfeiles ein Mensch auf einem schwarzen Pferde, über dessen Hals ein ohnmächtiges Weib lag.

Er kam in jedem Augenblicke den Soldaten weiter voraus, so daß sie endlich die Vergeblichkeit der Verfolgung einsahen und in den Engpaß zurückkehrten.

„Er ist es! Er ist es!“ rief Don Tadeo; „es ist der General!“

„Ich habe ihn vor dem Laufe meines Gewehres,“ sagte kalt der Graf und drückte ab.

Zugleich mit ihm schoß Curumilla; beide Schüsse erschallten wie einer.

Das Pferd hielt plötzlich an, bäumte sich hoch auf, schlug mit den Vorderfüßen in die Luft, schien einen Angenblick zu wanken und schmetterte dann zu Boden, indem es seinen Reiter mit sich niederriß.

„Ist er todt?“ fragte Don Tadeo ängstlich.

„Ich glaube es!“ antwortete Ludwig.

„Eine Kugel mehr kann Nichts schaden,“ bemerkte sehr richtig Joan und schoß ebenfalls.

Die Indianer, welche von Schrecken über diesen unerwarteten Angriff erfüllt waren, verdoppelten ihre Schnelligkeit und entflohen auf der Ebene wie ein

Schwarm Krähen, ohne länger daran zu denken, den Kampf fortzusetzen und nur darauf bedacht, ihr Leben in Sicherheit zu bringen.

XII.

Die Festung.

„Auf! Auf!“ rief der Graf, indem er rasch aufsprang, „benutzen wir den Schrecken der Araukaner, um uns des Generals zu bemächtigen!“

„Einen Augenblick!“ sagte phlegmatisch Curumilla, indem er ihn zurückhielt. „Die Partie ist nicht gleich; mein Bruder sehe!“

In der That drang eine Menge Indianer aus dem Engpasse hervor.

Aber diese zeigten eine entschlossene Haltung.

In dicht gedrängten Gliedern wichen sie Schritt für Schritt zurück, nicht wie die Feigen, die geflohen waren, sondern wie Krieger, die mit Stolz ein Schlachtfeld verlassen, das sie nicht länger zu behaupten vermögen, die aber ihren Rückzug in guter Ordnung bewirken.

In der Arrieregarde deckte ein Haufen von ungefähr hundert Mann diesen muthigen Rückzug.

Zwei Häuptlinge, welche auf flüchtigen Pferden ritten, sprengten hin und her und boten dem Feinde, durch den sie beunruhigt wurden, die Spitze.

Plötzlich ertönte starkes Schießen und man sah chilische Reiter einen heftigen Angriff auf die Indianer machen.

Diese empfingen sie, ohne einen Fuß breit zurückzuweichen, mit der Spitze ihrer langen Lanzen.

Die meisten Flüchtlinge, die auf der Ebene vertheilt waren, hatten sich an ihre Gefährten angeschlossen und boten dem Feinde die Spitze.

Es entstand ein Kampf von einigen Minuten mit der blanken Waffe.

Unsere Abenteurer wollten daran Theil nehmen; vier Schüsse fielen von der improvisirten Festung herab, deren Gipfel sich mit einem Kreise von Pulverrauch umgaben.

Die beiden indianischen Häuptlinge stürzten zu Boden.

Die Araukaner stießen einen Schrei des Schreckens und der Wuth aus und stürmten vorwärts, um die Fortschaffung ihrer Häuptlinge, welche die Chilier bereits umzingelten, zu verhindern.

Aber mit der Schnelligkeit des Blitzes hatten Antinahuel und der schwarze Hirsch, denn diese waren es, sich von ihren todten Pferden frei gemacht und ihre

Säbel schwingend, sprangen sie vom Boden auf, indem sie ihren gewohnten Kriegsruf ausstießen.

Beide waren verwundet.

Die Chilier, deren Absicht nur war, ihre Feinde aus dem Engpasse zu treiben, zogen sich in guter Ordnung zurück und waren bald verschwunden.

Die Araukaner setzten ihren Rückzug fort.

Die Ebene, welche durch den Felsthurm beherrscht wurde, dessen Gipfel die vier Männer inne hatten, war höchstens eine Meile in ihrer größten Ausdehnung breit; nach geringer Entfernung schon verengerte sie sich, und am Ende derselben zeigten sich die Stämme eines Urwaldes, der allmählig höher und höher hinaufstieg und zuletzt mit den Bergen verschwamm.

Die Araukaner, welche jetzt in geschlossenen Gliedern marschirten, gingen über die Ebene und verschwanden in dem Walde.

Den General Bustamente hatte man schon längst nicht mehr gesehen.

Die Indianer ließen hinter sich nur die Leichen ihrer Feinde zurück, sowie die durch Ludwig und seine Gefährten getödteten Pferde, über denen die Geier mit ihrem wilden Geschrei zu kreisen begannen.

Die Ebene nahm ihr ruhiges Ansehen wieder an.

„Wir können jetzt unsern Weg verfolgen, sagte Don Tadeo, indem er aufstand.

Curumilla sah ihn mit den Zeichen des höchsten Staunens an, antwortete ihm aber nicht.

„Weßhalb dies Staunen?" sagte Don Tadeo. „Wie Ihr seht, ist die Ebene einsam und die Araukaner und die Chilier haben sich jeder nach ihrer Seite zurückgezogen. Ich glaube, wir können unsern Weg verfolgen."

„Nun, antwortet!" sagte der Graf. „Ihr wißt, daß die Zeit drängt; unsere Freunde erwarten uns und wir haben hier Nichts mehr zu thun. Weßhalb sollen wir bleiben?"

Der Indianer deutete auf den Urwald.

„Zuviel verborgene Augen!" sagte er.

„Ihr glaubt, daß wir beobachtet werden?" fragte Ludwig.

Der Häuptling nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ja!" entgegnete er.

„Ihr irrt Häuptling!" sagte Don Tadeo. „Die Araukaner sind geschlagen. Es ist ihnen gelungen, die Flucht des Mannes zu decken, den sie retten wollten. Weßhalb sollten sie also länger hier weilen, wo sie Nichts zu thun haben?"

„Mein Vater kennt die Krieger meines Volkes nicht," sagte Curumilla mit dem höchsten Ausdrucke des Stolzes. „Sie lassen nie Feinde hinter sich zurück, wenn sie die Hoffnung haben, sie zu vernichten."

„Das bedeutet?" fragte Don Tadeo ungeduldig.

„Daß Antinahuel durch eine Kugel verwundet worden ist, welche aus einem Gewehre kam, das an

dieser Stelle abgeschossen wurde, und daß er sich nicht ohne Rache entfernen wird."

„Ich kann Das nicht zugeben; unsere Position ist uneinnehmbar; sind die Araukaner Adler, daß sie hier herauf fliegen können?"

„Die Krieger sind klug," antwortete der Ulmen. „Sie werden warten, bis die Lebensmittel meiner Brüder erschöpft sind, um uns durch Hunger zu überwinden."

Don Tadeo wurde durch die Richtigkeit dieser Bemerkung ergriffen und wußte darauf Nichts zu antworten.

„Wir können aber doch nicht hier bleiben!" sagte der junge Mann. „Ich gebe zu, daß Ihr Recht habt, Häuptling, und es ist dann unbestreitbar, daß wir in in einigen Tagen diesen Dämonen in die Hände fallen."

„Ja!" sagte Curumilla.

„Ich gestehe," fuhr der Graf fort, „daß diese Aussicht für mich nichts Schmeichelhaftes hat; aber es giebt keine so schlechte Lage, aus der man sich nicht durch Muth und Geschicklichkeit zu befreien vermöchte."

„Weiß mein Bruder ein Mittel?" fragte der Ulmen.

„Vielleicht; aber ich weiß nicht, ob es gut ist. Jedenfalls hört es: In zwei Stunden wird die Nacht angebrochen sein; sobald die Finsterniß vollkommen ist, und wir glauben können, daß die Indianer sich dem

Schlafe überlassen haben, brechen wir geräuschlos von hier auf."

„Die Indianer schlafen nicht!" sagte Curumilla kalt.

„Zum Teufel denn!" rief energisch der Graf, dessen stolze Augen in kriegerischem Feuer glänzten, „wenn es sein muß, so gehen wir über ihre Leichen; aber wir werden von hier entkommen."

Wenn Valentin in diesem Augenblicke seinen Milchbruder hätte sehen können, so würde er sich durch diese Entschlossenheit, welche er zum ersten Male zeigte, glücklich gefühlt haben. Das kam daher, weil Ludwig verliebt war, die Geliebte wiedersehen wollte und die Liebe das Vorrecht hat, Wunder zu bewirken.

„Dieser Plan, „bemerkte Don Tadeo, „scheint mir nicht ohne die Möglichkeit eines glücklichen Ausgangs zu sein. Ich denke, daß wir es gegen Mitternacht versuchen könnten, ihn auszuführen, und wenn es mißlingt, so bleibt uns immer noch die Flucht, uns wieder hierher zurückzuziehen."

„Gut!" entgegnete Curumilla, „ich werde thun, was meine Brüder verlangen."

Joan hatte keinen Theil an der Berathung genommen; am Boden sitzend, mit dem Rücken gegen einen Felsblock gelehnt, rauchte er mit ganz indianischer Nachlässigkeit und Nichts störte seine natürliche Ruhe.

Die Araukaner sind im Allgemeinen so. Ist der Augenblick des Handelns vorüber, so halten sie es

für überflüssig, ihre Fähigkeiten anzustrengen; sie ziehen es vor, diese nur im Falle der Noth aufzubieten und genießen die Gegenwart, ohne sich viel um die Zukunft zu kümmern, es sei denn, daß sie eine Unternehmung leiten und daß die Verantwortlichkeit des Erfolges oder Mißlingens auf ihnen lastet. In diesem Falle sind sie von der größten Wachsamkeit und verlassen sich nur auf sich selbst, um Alles zu sehen und vorzubereiten.

Seit dem Aufbruche aus Valdivia am Morgen hatten die vier Männer nicht die Zeit gehabt, zu essen; der Hunger fing jetzt an, sie wahrhaft zu quälen und sie beschlossen, die Ruhe, die ihre Feinde ihnen ließen, zu benutzen, um ihn zu stillen.

Die Vorbereitungen des Mahles dauerten nicht lange. Da sie nicht wußten, ob die Indianer ihre Stellung kannten, und es auf jeden Fall besser war, sie in Zweifel zu lassen, als ihnen ihre Zufluchtsstätte zu zeigen, zündeten sie kein Feuer an. Das Mahl bestand daher blos aus geröstetem Mehl in Wasser aufgelöst, freilich einer erbärmlichen Nahrung, die aber unsere Abenteurer für den Augenblick vortrefflich fanden.

Wir sagten, daß sie reichlich mit Lebensmitteln versehen waren und in der That hatten sie, wenn sie sparsam damit umgingen, genug für vierzehn Tage. Aber ihr Wasser bestand nur aus sechs vollen Schläuchen von Ziegenfell, die ungefähr fünf und zwanzig Quart enthielten; es war daher besonders der Durst, den sie

fürchteten, wenn sie gezwungen wären, eine Belagerung auszuhalten.

Als ihre ärmliche Mahlzeit beendigt war, zündeten sie philosophisch ihre Cigarren an und rauchten, indem sie die Blicke auf die Ebene richteten und voll Ungeduld die Nacht erwarteten.

Beinahe eine halbe Stunde verfloß so, ohne daß irgend Etwas die Ruhe störte, die unsere Abenteurer genossen.

Die Sonne sank rasch am Horizont; der Himmel nahm allmälig eine düstere Färbung an; die entfernten Gipfel der Berge verschwanden in einem dichten Nebel, kurz, Alles verkündete, daß bald die Nacht die Erde bedecken würde.

Plötzlich flogen die Geier, welche sich in großer Menge auf die Leichen herabgelassen hatten, unter lautem Geschrei in die Luft.

„Oho!“ rief der Graf, „was geht dort unten vor? Diese Flucht der Vögel verkündet irgend Etwas.“

„Wir werden wahrscheinlich bald wissen, woran wir uns zu halten haben und ob wir umzingelt werden, wie der Häuptling es behauptet,“ antwortete Don Tadeo.

„Mein Bruder wird es sehen,“ entgegnete der Ulmen mit einem spöttischen Lächeln.

Ein Haufe von ungefähr fünfzig Chilischen Lanzeros kam im scharfen Trabe aus dem Engpasse hervor.

Auf der Ebene bog er etwas links ab und verfolgte den Pfad, der nach Santiago führt.

Don Tadeo und der Graf suchten vergebens die Leute zu erkennen, welche dieses Detaschement bildeten und besonders den Führer desselben.

Die Dunkelheit war schon zu groß.

„Es sind Bleichgesichter,“ sagte kalt Curumilla, dessen durchbohrende Augen auf den ersten Blick die Reiter erkannt hatten.

Diese setzten indeß friedlich ihren Weg fort und schienen durchaus keine Besorgniß zu hegen, wie man leicht daraus sehen konnte, daß sie ihre Gewehre über den Rücken geworfen hatten, ihre lange Lanzen nachlässig hielten und kaum in Reih und Glied blieben.

Diese Reiter bildeten die Escorte, welche Don Gregorio Peralta dem Don Ramon Sandias gegeben hatte, um ihn bis Santiago zu begleiten.

Sie näherten sich mehr und mehr dem dichten Gebüsch, welches gleich vorgeschobenen Posten sich an den Urwald lehnte, in dessen Tiefe sie bald verschwinden mußten. Da ertönte ein furchtbares Kriegsgeschrei in ihrer Nähe und ein Schwarm von Araukanern griff sie von allen Seiten zugleich wüthend an.

Die Spanier, welche durch diesen unerwarteten Angriff erschreckt waren, leisteten nur einen geringen Widerstand und sprengten nach allen Richtungen auseinander.

Die Indianer verfolgten sie voll Erbitterung und bald waren Alle getödtet oder gefangen.

Ein armer Teufel, der sich in der Richtung des

Felsens gerettet hatte, auf dem unsere Abenteuer standen, und athemlos und erschrocken diesem Gemetzel zusah, sank unter ihren Augen von einer Lanze durchbohrt nieder.

Dann verschwanden, wie mit einer Zauberei Indianer und Chilier zusammen in dem Walde.

Die Ebene wurde wieder still und einsam.

„Nun," fragte Curumilla Don Tadeo, „was denkt mein Vater? Haben die Indianer sich zurückgezogen?"

„Eure Vermuthung war richtig, Häuptling, ich muß es gestehen. Ach!" fügte er mit einem Seufzer hinzu, der beinahe wie ein Schluchzen klang, „wer wird meine arme Tochter retten?"

„Ich, so wahr Gott lebt!" rief entschlossen der Graf. „Hört Häuptling, wir haben die unglaubliche Albernheit begangen, uns in diese Mausefalle zu verkriegen und wir müssen um jeden Preis daraus fort. Wenn Valentin hier wäre, so würde sein Erfindungsgeist uns die Mittel dazu angeben, davon bin ich überzeugt. Ich verlasse Euch; sagt mir, wo er ist, ich bringe ihn mit mir zurück und wir wollen dann sehen, ob dieser Haufe von Teufeln uns aufhalten soll."

„Ich danke," sagte eifrig Don Tadeo, „aber Sie sind es nicht, mein Freund, sondern ich bin es, der diese gefahrvolle Unternehmung wagen muß."

„Ei was!" entgegnete heiter der junge Mann, „lassen Sie mich gewähren; ich bin überzeugt, daß es mir gelingen wird."

„Ja," sagte Curumilla, „meine Brüder, die

Bleichgesichter, haben Recht. Trangoil Lanec und mein Bruder mit dem Goldhaar sind uns unentbehrlich; ein Mann wird gehen, sie aufzusuchen; doch dieser Mann wird Joan sein."

„Ich kenne das Gebirge," sagte nun dieser, der sich jetzt in die Unterhaltung mischte; „die Bleichgesichter wissen Nichts von der List der Indianer, sie sind während der Nacht blind und würden sich verirren oder in irgend eine Schlinge fallen. Joan kriecht wie die Schlange, er hat den Geruch des gut abgerichteten Hundes und er wird finden, was er sucht. Antinahuel ist ein Kaninchen, ein Räuber der schwarzen Schlangen; Joan wird ihn tödten."

Ohne ein Wort hinzuzufügen, nahm der Indianer seinen Pancho ab, machte sich einen Gürtel daraus und traf Anstalt, zu gehen.

Mit seinem Messer schnitt Curumilla von seinem eigenen Pancho ein etwa vier Finger langes Stück ab, übergab es Joan und sagte:

„Mein Sohn wird dies an Trangoil Lanec übergeben, damit derselbe erkenne, daß er von mir kommt und ihm dabei erzählen, was hier vorgeht."

„Gut!" sagte Joan, indem er das Stück Zeug in seinen Gürtel steckte. „Wo finde ich den Häuptling?"

„In der Tolderia San-Miguel, wo er uns erwartet."

„Joan geht," sagte der Indianer voll Adel.

„Vollzieht er seinen Auftrag nicht, so kommt es daher, weil er getödtet worden ist.“

Die drei Männer drückten ihm warm die Hand.

Der Indianer nahm Abschied und begann hinabzusteigen. Bei dem letzten Scheine des Tages sahen sie ihn kriechend die ersten Bäume des Berges Carcovado erreichen. Dort angelangt wendete er sich um, machte mit der Hand ein Zeichen des Lebewohls und verschwand in dem hohen Grase.

Die Abenteurer erbebten.

Ein Schuß, dem beinahe unmittelbar ein zweiter folgte, tönte in der Richtung, welche der Bote genommen hatte.

„Er ist todt!“ schrie der Graf voll Verzweiflung.

„Vielleicht,“ antwortete zögernd Curumilla. „Joan ist ein kluger Krieger; nun sehen meine Brüder, daß die Flucht unmöglich ist und daß wir wirklich von allen Seiten umzingelt sind.“

„Das ist wahr,“ murmelte Don Tadeo niedergeschlagen, und er ließ den Kopf in die Hände sinken.

XIII.

Vorschläge.

Die Dunkelheit hüllte bald die ganze Erde ein und machte alle Gegenstände unkenntlich.

Die Finsterniß war tief und schwere Wolken zogen am Himmel hin und verbargen den bleichen Mond.

Eine Todtenstille ruhte auf der Natur. Zuweilen wurde sie durch das finstre Geheul der wilden Thiere oder das Pfeifen des Windes in den Aesten der Bäume unterbrochen.

Vergebens strengten die drei Männer auf dem Felsen ihre Augen an, um die Gegenstände zu unterscheiden. Alles ringsumher verschwand in der Finsterniß.

In langen Zwischenräumen stiegen namenlose Töne aus der Ebene bis zu ihnen hinauf und vermehrten ihre Unruhe.

Gezwungen, sorgfältig zu wachen, um einen Ueberfall zu verhindern, durfte keiner von ihnen sich einen Augenblick der Ruhe überlassen.

Don Tadeo hatte während des Tages bemerkt, daß der Fels, auf dessen Gipfel sie sich befanden, zwar steil aufstieg, daß aber der Berg, von dessen Seite er sich losgerissen zu haben schien, viel höher war und daß, wenn die Entfernung auch bedeutend sein mochte, ge=

schickte Schützen, die sich dort aufstellten, sie mit Sicherheit erreichen konnten.

Er theilte Dies seinen Gefährten mit und sie erkannten die Wichtigkeit seiner Bemerkung.

Auf der Seite der Ebene waren sie vollkommen geschützt; die Ersteigung war hier unmöglich und sie konnten gedeckt auf Die schießen, welche sie angreifen würden.

Sie beschäftigten sich daher damit, sich auch auf der entgegengesetzten Seite zu befestigen.

Sie benutzten die Dunkelheit, die sie wie ein Leichentuch einhüllte, um Dies zu thun.

Sie ~~erreichten~~ eine Art von Mauer, indem sie die umherliegenden Felsblöcke bis zur Höhe von acht Fuß über einander wälzten und da in diesem Lande der Thau außerordentlich stark ist, schlugen sie mit Hülfe von Curumilla's Lanze und der Joan's, welche Dieser zurückgelassen hatte, eine Art Zelt auf, welches sie mit zwei Pancho's bedeckten, die sie an einander befestigten.

Unter dieses Zelt legten sie die Decken und das Sattelzeug ihrer Pferde, so daß sie sich nicht nur auf dieser Seite gegen jeden Angriff sicherten, sondern sich auch einen sehr nützlichen Schutz gegen die Kälte der Nacht und die heißen Sonnenstrahlen des Tages bildeten, wenn sie gezwungen waren, längere Zeit an diesem Orte zu bleiben.

Dieses Zelt diente ihnen auch dazu, ihre Kriegs=

und Mundvorräthe zu sichern, welche ihnen die Feuchtigkeit und die Sonne ebenfalls würde verdorben haben.

Diese verschiedenen Arbeiten beschäftigten sie während eines großen Theiles der Nacht.

Gegen drei Uhr Morgens, als die Dunkelheit zu verschwinden begann und der Himmel jenen falben Schein annahm, der gewöhnlich in diesen Gegenden dem Aufgange der Sonne vorangeht, näherte Curumilla sich seinen beiden Gefährten, welche vergebens gegen den Schlaf und die Ermüdung kämpften.

„Meine Brüder mögen zwei Stunden schlafen," sagte er ihnen, „Curumilla wird wachen."

„Aber Ihr, Häuptling," entgegnete Don Tadeo „Ihr, die Ihr Euch so edel unserer Sache geweiht habt, Ihr müßt der Ruhe wenigstens eben so sehr bedürfen, wie wir; schlaft! Wir werden an Eurer Stelle wachen."

„Curumilla ist ein Häuptling," erwiederte der Ulmen, „er schläft nicht auf dem Kriegspfade."

Die beiden Männer kannten ihren Freund zu gut, um nutzlose Worte an ihn zu verschwenden; im Grunde ihres Herzens entzückt darüber, daß diese Weigerung ihnen gestattete, Kräfte zu sammeln, warfen sie sich nieder und schliefen beinahe augenblicklich ein.

Als Curumilla überzeugt war, daß seine Gefährten im festen Schlafe lagen, glitt er kriechend den steilen Abhang hinab und gelangte zu dem Fuße der Festung.

Wir erwähnten, daß der Berg mit dichtem, hohem Grase bewachsen war; aus diesem Grase, welches die Strahlen der Sonne gedörrt hatten, erhoben sich von Strecke zu Strecke harzige Gebüsche; Curumilla kauerte sich in diese Gebüsche nieder und horchte.

Die Stille wurde durch Nichts gestört.

Alles schlief auf der Ebene oder schien zu schlafen.

Der Häuptling nahm seinen Pancho ab, legte sich auf den Boden, um sich so viel als möglich unbemerkbar zu machen und bedeckte sich dann mit seinem Pancho. Als dies geschehen war, zog er sein Feuerzeug aus dem Gürtel und schlug furchtlos Feuer, denn seiner Vorsichtsmaßregeln wegen konnten die Funken, welche von dem Steine aufsprühten, trotz der Dunkelheit nicht bemerkt werden.

Sobald er Feuer hatte, sammelte er trockene Blätter, blies geduldig hinein, um die Flamme hervorzurufen und entfernte sich dann, indem er zurückkroch, wie er gekommen war und den Gipfel des Felsens erreichte, ohne von einer der zahlreichen Schildwachen bemerkt worden zu sein, welche wahrscheinlich auf allen Seiten die Bewegungen der Abenteurer beobachteten.

Seine Gefährten schliefen noch immer.

„So!“ sagte er voll Befriedigung. „Jetzt brauchen wir nicht zu fürchten, daß Schützen sich hinter den Bäumen über uns verstecken.“

Und er richtete die Augen fest auf den Platz, den er so eben verlassen hatte.

Bald durchdrang ein rother Schein die Dunkelheit; dieser Schein wurde allmälig größer und größer und verwandelte sich in eine Feuersäule, welche wirbelnd bis zum Himmel emporstieg und tausende von Funken umhersprühte. Die Flamme griff schnell weiter und weiter um sich, so daß beinahe augenblicklich der ganze Berg in Feuer stand.

Wüthendes Geschrei ließ sich hören und bei dem Scheine des Brandes sah man eine Menge Indianer laufen, die von ihrem Beobachtungsposten entflohen und deren dunkle Umrisse schwarz gegen den feurigen Hintergrund abstachen.

Aber der Corcovado war nicht ganz mit Wald bewachsen und der Brand konnte sich daher nicht weit erstrecken. Gleichwohl war der Zweck Curumilla's erreicht; die Orte, welche eine Stunde zuvor vortreffliche Verstecke geboten hatten, lagen jetzt ganz offen da.

Bei dem Geschrei, welches die Indianer ausstießen, fuhren Don Tadeo und der Graf aus dem Schlafe empor, indem sie an einen Angriff glaubten.

Sie eilten zu dem Häuptlinge und fanden diesen, wie er mit freudestrahlenden Blicken dem Brande folgte und sich mit stillem Lachen die Hände rieb.

„Wer hat das Feuer angezündet?“ fragte Don Tadeo.

„Ich!“ antwortete Curumilla. „Seht, wie die Spitzbuben halb gebraten davonlaufen!“

Die beiden Männer theilten aufrichtig seine Lustigkeit.

„Meiner Treu!“ sagte der Graf, „Ihr habt da einen guten Gedanken gehabt, Häuptling. Wir sind jetzt der Nachbarn beraubt, die uns sehr unbequem geworden sein würden.“

Aus Mangel an Nahrung erlosch der Brand ebenso schnell, wie er entzündet worden war. Die Abenteurer richteten ihre Blicke auf die Ebene.

Sie stießen einen Schrei des Staunens und des Unwillens aus.

Bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, die sich mit dem erlöschenden Scheine des Brandes mischten, bemerkten sie ein indianisches Lager, welches mit einem breiten Graben umgeben und nach allen araukanischen Regeln befestigt war.

In dem Innern des ziemlich umfangreichen Lagers erhoben sich eine Menge Hütten aus Büffelfell, welche über Pfähle gespannt waren, die man kreuzweise in die Erde geschlagen hatte.

Die drei Männer sollten eine regelmäßige Belagerung auszuhalten haben.

Alle Vermuthungen Curumilla's hatten sich mit verzweiflungsvoller Genauigkeit erfüllt.

„Hm!“ sagte der Graf, „ich weiß nicht, wie wir da herauskommen sollen.“

„Aber,“ bemerkte Don Tadeo, „man sollte glauben, sie wollen parlamentiren.“

„Ja!" sagte Curumilla, indem er sein Gewehr an die Schulter legte, „soll ich schießen?"

„Hütet Euch davor, Häuptling!" sagte Don Tadeo. „Sehen wir zuerst, was sie wollen; vielleicht sind ihre Vorschläge annehmbar."

„Ich bezweifle Das," entgegnete der Graf, „indeß glaube ich doch auch, daß wir sie hören müssen."

Curumilla setzte ruhig sein Gewehr ab und stützte sich nachlässig darauf.

Mehrere Männer hatten das Lager verlassen.

Diese Männer waren unbewaffnet.

Einer derselben schwang mit der rechten Hand über seinem Kopfe eine der kleinen Sternfahnen der Araukaner.

Zwei von diesen Leuten trugen Chilische Kleidung. Beinahe zum Fuße der Citadelle gelangt, hielten sie an.

Die Höhe war ziemlich bedeutend und die Stimme gelangte nur schwach zu den Ohren der Belagerten.

„Einer von Euch komme herab!" rief eine Stimme, welche Don Tadeo als die des Generals Bustamente erkannte, „damit wir Euch die Bedingungen mittheilen können, die wir Euch bieten wollen."

Don Tadeo wollte antworten, als der Graf ihn rasch zurückzog.

„Sind Sie toll, theurer Freund?" sagte er etwas barsch. „Sie wissen nicht, wer hier ist und es ist unnöthig, sie davon in Kenntniß zu setzen. Lassen Sie mich gewähren."

Und sich über den Rand der Fläche beugend, rief er: „Wenn Einer von uns hinabkommt, steht es ihm dann frei, zu seinen Gefährten zurückzukehren, wenn Eure Bedingungen nicht angenommen werden?“

„Ja!“ antwortete der General, „auf mein Ehrenwort als Soldat! Es soll dem Parlamentär Nichts geschehen und er kann zu seinen Gefährten zurückkehren.“

Ludwig sah Don Tadeo fragend an.

„Gehen Sie!“ sagte dieser voll Adel; „ich, der ich sein Feind bin, würde seinem Worte vertrauen.“

Der junge Mann wendete sich wieder zur Ebene.

„Ich komme,“ rief er hinab.

Dann legte er seine Waffen ab und mit der Gewandtheit und Leichtigkeit einer Ziege sprang er von Fels zu Fels und stand nach fünf Minuten den feindlichen Führern gegenüber.

Es waren ihrer vier: Antinahuel, der schwarze Hirsch, der General Bustamente und der Senator Don Ramon Sandias.

Der Senator allein war nicht verwundet.

Der General Bustamente und Antinahuel hatten Wunden am Kopfe und in der Brust; der schwarze Hirsch trug den rechten Arm in der Binde.

Sobald der Graf ihnen gegenüberstand, grüßte er sie mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit, kreuzte die Arme auf die Brust und wartete, bis es ihnen gefällig sein würde, das Wort zu ergreifen.

„Caballero,“ sagte Don Pancho mit einem ge=

zwungenen Lächeln, „die Sonne brennt hier sehr heiß. Wie Sie sehen, bin ich verwundet; würden Sie uns daher wohl in's Lager folgen? Sie haben Nichts zu fürchten.“

„Mein Herr,“ entgegnete der junge Mann hochmüthig, „ich fürchte Nichts. Mein Schritt hat Ihnen Das bewiesen; ich werde Ihnen folgen, wohin Sie wünschen.“

Der General verneigte sich zum Zeichen des Dankes.

„Kommen Sie!“ sagte er.

„Gehen Sie voran, ich werde Ihnen folgen!“

Die fünf Männer gingen hierauf auf das Lager zu, in welches sie Einer nach dem Andern auf einem Brete eingelassen wurden, das über den Graben geworfen worden war.

„Hm!“ dachte der Franzose bei sich, „die Menschen haben verdammte Gesichter; ich fürchte, ich bin in den Rachen des Wolfes gerathen.“

Der General, der ihn in diesem Augenblicke betrachtete, schien seine Gedanken zu errathen, denn er blieb stehen, indem er den Fuß auf das Bret setzte und sagte:

„Mein Herr, wenn Sie sich fürchten, so können Sie noch zurückkehren.“

Der junge Mann erbebte, seine Stirn röthete sich vor Scham und Zorn.

„General!“ antwortete er stolz, „ich habe Ihr

Wort, und dann giebt es auch noch Etwas, was Sie nicht wissen."

„Und dieses ist?"

„Daß ich Franzose bin, General!"

„Das soll heißen?"

„Daß ich niemals Furcht empfinde. Ich bitte Sie daher, voranzugehen, damit ich Ihnen folge, oder wenn Sie dies vorziehen, lassen Sie mir den Vortritt."

Der General sah ihn eine Secunde lang mit Staunen, beinahe mit Bewunderung an, nnd wie unwillkürlich streckte er den Arm gegen ihn aus.

„Ihre Hand, mein Herr!" sagte er, „Sie sind ein Tapferer; es soll nicht an mir liegen, Das schwöre ich Ihnen, wenn Sie nicht durch unsere Unterredung befriedigt zurückkehren.

„Das geht Sie an, mein Herr," antwortete der junge Mann, indem er seine feine, weiße, aristokratische Hand in die des Generals legte.

Die beiden Indianer hatten theilnahmlos das Ende dieser Unterredung abgewartet,

Die Araukaner sind gute Kenner in Angelegenheiten des Muthes. Für sie ist diese Eigenschaft die erste von allen, und sie ehren sie daher auch bei einem Feinde.

Die fünf Männer gingen einige Minuten schweigend durch das Lager und kamen endlich zu einer Hütte, die etwas größer war, als die übrigen und an deren Eingang mehrere zusammengestellte Lanzen mit scharlach=

rothen Fähnchen sie als die eines Häuptlings bezeichneten.

Sie traten ein.

Die Hütte war ganz ohne Möbel; einige hier und dort vertheilte Büffelköpfe dienten als Stühle.

In einer Ecke, auf einem Haufen trockner Blätter, die mit Pferdedecken und Ponchos bedeckt waren, lag eine Frau, deren Kopf Bandagen umhüllten.

Diese Frau war die Linda.

Sie schien zu schlafen. Indeß bei dem Geräusch, welches der Eintritt der Häuptlinge machte, blitzte ihr tückisches Auge durch die Dunkelheit und bewies, daß sie vollkommen wach sei.

Alle setzten sich, so gut es gehen wollte, auf die Büffelköpfe.

Als sie Platz genommen, schien der General sich einen Augenblick zu sammeln, richtete dann die Augen auf den Grafen und sagte mit barscher Stimme:

„Lassen Sie hören, unter welchen Bedingungen willigen Sie ein, sich zu ergeben?"

„Verzeihen Sie, mein Herr," entgegnete der junge Mann, „wir willigen unter gar keiner Bedingung ein, uns zu ergeben. Haben Sie die Gefälligkeit, die Sache richtig aufzufassen; Sie sind es im Gegentheil, die uns Vorschläge zu machen habeu, was etwas ganz Anderes ist; ich erwarte daher, daß es Ihnen gefällig sei, sie auszusprechen."

Tiefes Schweigen folgte diesen Worten.

XIV.

Der Bote.

Joan war ein junger Mann von höchstens dreißig Jahren, kühn, abenteuerlich, keine Gefahr fürchtend und mit der kalten Verschlagenheit, welche seine Landsleute characterisirt. Ehe er sich auf den Weg machte hatte er sich vollkommen jedes Für und Wider seiner Sendung abgewogen. Er verhehlte sich nicht, daß sie zahlreiche Schwierigkeiten bot und daß es gewissermaßen ein Wunder wäre, wenn er den zahllosen Schlingen entging, die ihm auf seinem Pfade drohten.

Aber statt ihn zurückzuschrecken, waren eben diese Schwierigkeiten ihm ein Sporn gewesen.

Er erblickte darin die Gelegenheit, Antinahuel einen Streich zu spielen; diesen aber haßte er, ohne eigentlich zu wissen, weshalb, und zugleich rettete er Curumilla, der ihm das Leben gerettet hatte.

Alles kam darauf an, ohne getödtet zu werden, durch den Gürtel von Schildwachen zu gelangen, der ohne Zweifel den Posten umgab, welchen er verlassen hatte.

Er blieb einen Augenblick in dem hohen Grase niedergekauert und dachte darüber nach, wie er glücklich und wohlbehalten entkommen könnte.

Es scheint, daß er bald ein Mittel gefunden hatte, denn er fing an, zu laufen.

Ueberzeugt, daß er allein sei, entrollte er seinen Lasso und knüpfte das Ende desselben an einen Busch.

Auf diesem Busche befestigte er seinen Hut, so daß er nicht herunterfallen konnte und entfernte sich dann, indem er seinen Lasso weiter und weiter gleiten ließ.

Als er das Ende des Lasso erreicht hatte, zog er ihn leise an, so daß der Busch in einige Bewegung gerieth.

Diese Bewegung wurde beinahe augenblicklich durch die Schildwachen bemerkt, welche nach der Seite hinliefen und auf den Hut schossen.

Während dessen lief Joan mit der größten Schnelligkeit davon und lachte wie toll über den Aerger, welcher die Schildwachen erfüllen würde, sobald sie sähen, auf was sie geschossen hatten.

Uebrigens hatte er seine Maßregeln so gut getroffen, daß er schon davor gesichert war, eingeholt zu werden, als die Araukaner den Streich erkannten, den er ihnen gespielt hatte.

Es ist weit von dem Canon del Rio seco bis nach der Tolderia San-Miguel, wenn man die gebahnte, das heißt, die beinahe gar nicht gebahnte Straße verfolgt, welche die Reisenden wählen. Hätte Joan diese eingeschlagen, so würde er funfzehn Stunden zu machen gehabt haben.

Aber Joan war ein Indianer; er nahm daher den Weg in grader Linie.

Jung und mit eisernen Sprunggelenken begabt, eilte er über Berge und durch Thäler hin, ohne jemals seinen Schritt zu verkürzen.

Er hatte den Fels um sechs Uhr Abends verlassen und um drei Uhr Morgens erblickte er San=Miguel.

In neun Stunden hatte er eine Strecke von zwölf Wegstunden auf Pfaden zurückgelegt, die nur für Ziegen und Indianer gangbar sind.

Das hieß tapfer gelaufen.

Als er die Tolderia betrat, herrschten Finsterniß und Schweigen überall; sämmtliche Bewohner schliefen und nur einige Hunde heulten.

Joan war in ziemlicher Verlegenheit; er wußte nicht, wie er Die finden sollte, welche er suchte. Plötzlich öffnete sich eine Thür und zwei Männer, denen ein ungeheurer Neufundland=Hund folgte, trat auf die Straße.

Sobald der Hund den Indianer erblickte, sprang er mit wüthendem Gebell auf ihn zu.

„Haltet Euren Hund zurück!“ rief Joan, indem er sich in Vertheidigungsstand setzte.

„Hier, Cäsar! Hier!“ gebot eine Stimme.

Der Hund gehorchte und kehrte leise knurrend zu seinem Herrn zurück.

Diese Worte waren in französischer Sprache gesprochen worden, welche Joan natürlich nicht verstand;

aber er erinnerte sich in Valdivia, bei Franzosen, einen Hund gesehen zu haben, welcher diesem, der ihn so wüthend empfing, sehr ähnlich war und er vermuthete danach, daß der Zufall ihn zu Denen führte, welche er suchte.

Joan war ein Mann von raschen Entschlüssen; er zögerte also auch hier nicht und rief mit lauter Stimme:

„Marry-marry, seid Ihr der Muruche, der Freund Curumilla's?"

„Curumilla!" sagte Trangoil Lanec, indem er näher trat. „Wer hat den Namen ausgesprochen?"

„Ein Mann, den er gesendet hat," antwortete Joan.

Der Häuptling richtete einen argwöhnischen Blick auf ihn, aber die Dunkelheit war noch so groß, daß er den Mann, der zu ihm sprach, nicht deutlich erkennen konnte.

„Tretet näher!" sagte er. „Da er Euch schickt, müßt Ihr uns gewisse Dinge zu berichten haben."

„Seid Ihr Die, welche ich suche?" fragte jetzt Joan seinerseits.

„Ja, aber in der Hütte, bei dem Scheine des Lichtes, werden wir uns besser erkennen können, wie hier, wo die Nacht schwärzer ist, wie der Krater des Antuco."

„Das ist wahr," sagte Valentin lachend; „es ist so dunkel, daß der Teufel selbst sich auf den Schwanz treten könnte."

Die drei Männer traten, von dem Neufundländer, der die Nachhut bildete, gefolgt, in die Hütte.

Ohne Zeitverlust zog Trangoil Lanec sein Feuerzeug hervor, schlug Feuer, zündete eine Kerze an und die drei Männer konnten einander sehen.

Trangoil Lanec trat auf den Indianer zu.

„Gut!“ sagte er. „Ich erkenne meinen Penny. Er ist es, den Curumilla schon nach Valdivia gesendet hat.“

„Ja,“ sagte Joan und zeigte auf den Hund, der sich neben ihn gelegt hatte und ihm die Hände leckte. „Ihr seht wohl, daß der Hund mich erkannt hat.“

„Wen mein Hund liebt, den liebe ich auch, Krieger; hier ist meine Hand!“ sagte Valentin.

Joan drückte kräftig diese treue Hand. Die Freimüthigkeit des Franzosen hatte sein Herz gewonnen. Unter diesen beiden Männern galt es jetzt auf Leben und Tod.

Trangoil Lanec hatte sich auf den Boden niedergekauert und gab seinen beiden Gefährten ein Zeichen, an seiner Seite Platz zu nehmen.

Diese gehorchten.

Nach einem Augenblicke des Schweigens, während dessen er seine Gedanken zu sammeln schien, wendete der Häuptling sich zu Joan und sagte:

„Ich erwartete diesen Abend, mit Sonnenuntergang, die Ankunft Curumilla's und zweier Freunde. Curumilla ist ein Häuptling; sein Wort ist heilig; die

Nacht geht zu Ende; das Käuzchen läßt schon seinen heiseren Ruf ertönen, der den Aufgang der Sonne verkündet. Curumilla ist nicht gekommen; welcher Grund hat ihn also zurückgehalten? Mein Sohn ist ein Krieger; er kommt von meinem Bruder; er spreche, meine Ohren sind geöffnet."

Joan verneigte sich ehrerbietig und zog aus seinem Gürtel das Stück Zeug, welches ihm Curumilla zur Beglaubigung seiner Sendung übergeben hatte. Der Indianer überreichte es schweigend.

„Ein Stück von dem Poncho Curumilla's!" rief Trangoil Lanec heftig, indem er sich desselben bemächtigte und es Valentin gab, der ebenso bewegt war. „Sprich, Unglücksbote; ist mein Bruder todt? Sprich, im Namen Pillians! Sag' mir die Namen seiner Mörder, damit Trangoil Lanec sich aus ihren Knochen Kriegspfeifen mache."

„Die Nachrichten, die ich bringe, sind schlecht; indeß waren Curumilla und seine Gefährten, als ich sie verließ, in Sicherheit und nicht verwundet."

Die beiden Männer athmeten auf.

„Curumilla," fuhr der Indianer fort, „schnitt dies Stück von seinem Poncho ab, indem er sagte: „Suche meine Brüder auf; zeige ihnen dies Stück Zeug; dann werden sie Dir glauben und Du wirst ihnen mit allen Nebenumständen die Lage erzählen, in der wir uns befinden." — Ich bin aufgebrochen, habe

seit Sonnenuntergang zwölf Stunden zurückgelegt, ohne anzuhalten, und — hier bin ich."

Auf ein Zeichen Trangoil Lanecs machte Joan dann den von ihm erwarteten Bericht.

Dieser war lang und der Ulmen und Valentin hörten ihn mit der größten Aufmerksamkeit an. Als er zu Ende war, entstand ein längeres Stillschweigen. Jeder dachte über das Gehörte nach.

Die Nachrichten waren wesentlich schlecht und der Zustand der Belagerten gefährlich. Es war unmöglich, daß drei Männer, so entschlossen sie auch sein mochten, lange den vereinten Anstrengungen von tausend entschlossenen Kriegern widerstehen konnten, welche wüthend über die ihnen von den Spaniern beigebrachte Niederlage waren und vor Begier brannten, sich zu rächen.

Der Beistand, den sie ihren Freunden bringen konnten, war sehr schwach und vielleicht kam er schon zu spät.

„Was war zu thun?

Dies fragten sich die drei kühnen Männer, ohne eine genügende Lösung finden zu können.

Sie befanden sich im Angesichte einer Unmöglichkeit, welche unerbittlich vor ihnen emporstieg.

Sie hatten nur Zweierlei zu thun: Entweder ihre Freunde sterben zu lassen, ohne den Versuch zu machen, ihnen Beistand zu bringen — doch dieser Ge-

danke stieg nicht in ihnen auf — oder mit ihnen zu sterben.

Außer diesen beiden Möglichkeiten gab es keine! Vergebens zerbrachen sie sich den Kopf, um das Problem zu lösen.

Es war ein Uebel ohne Heilmittel und man mußte davor die Stirn beugen. Valentin war der Erste, der sich entschied.

„Bei Gott!“ rief er, indem er heftig aufsprang, „da uns Nichts zu thun bleibt, als mit unsern Freunden zu sterben, wollen wir eilen, zu ihnen zu kommen; der Tod wird ihnen leichter erscheinen, wenn wir bei ihnen sind.“

„Auf denn!“ antworteten entschlossen die beiden Indianer, wie ein finsteres Echo.

Sie verließen die Hütte.

Die Sonne erhob sich strahlend am Horizonte.

„Pah!“ sagte Valentin, ganz erheitert durch die frische Morgenluft und die blendenden Strahlen der Sonne, unter denen die Kiesel des Weges glitzerten, „wir werden uns herauswinden! So lange die Seele im Körper weilt, giebt es noch Hoffnung! Lassen wir uns nicht niederschlagen, Häuptling; ich bin überzeugt, daß wir sie retten werden.“

Der Ulmen zuckte traurig mit den Achseln.

Joan, der sich entfernt hatte, ohne daß seine Gefährten es bemerkten, kehrte in diesem Augenblicke zurück, in=

dem er drei gesattelte und gezäumte Pferde am Zügel führte.

„Zu Pferde,“ sagte er. „Vielleicht kommen wir noch zu rechter Zeit.

Die beiden Männer stießen einen Freudenschrei aus und schwangen sich in den Sattel.

Nun begann ein wüthender Ritt, der sich mit Nichts vergeichen läßt.

Dieser Ritt dauerte sechs Stunden.

Es war beinahe elf Uhr, als die drei Männer, denen der brave Cäsar folgte, den Corcovado zu Gesicht bekamen.

„Hier müssen wir absitzen,“ sagte Joan. „Unsern Weg noch länger zu Pferde fortzusetzen, brächte uns in Gefahr, von den Spähern Antinahuels entdeckt zu werden.“

Die Pferde wurden freigelassen.

Das tiefste Schweigen herrschte rings umher.

Die drei Gefährten begannen den Berg zu erklettern.“

Nachdem sie ziemlich lange emporgestiegen waren, machten sie Halt, um Athem zu schöpfen und sich zu berathen.

„Erwartet mich hier,“ sagte Joan. „Ich will auf Entdeckung ausgehen. Wir müssen von Spionen umgeben sein.“

Seine Gefährten streckten sich auf den Boden; er entfernte sich kriechend.

Statt noch weiter hinauf zu gehen, schlug der Indianer, welcher berechnete, daß er ungefähr in gleicher Höhe mit dem Felskegel sein müsse, eine Seitenrichtung ein und verschwand bald hinter einem Felsblocke.

Seine Abwesenheit dauerte lange; beinahe eine Stunde verfloß, ohne daß er zurückkehrte.

Seine Freunde, welche sein langes Ausbleiben beunruhigte, wußten nicht, was sie denken oder thun sollten.

Sie fürchteten, er könne entdeckt und gefangen genommen sein.

Schon wollten sie sich auf jede Gefahr hin wieder auf den Weg machen, als sie ihn schnell herbeilaufen sahen, ohne daß er sich nur die Mühe gab, sich zu verbergen.

Als er ihnen nahe war, rief Valentin ihm zu:

„Nun? Was geht vor? Woher der freudige Ausdruck Eures Gesichts?“

„Curumilla ist ein kluger Häuptling,“ antwortete Joan; „er hat den Wald hinter dem Felsen niedergebrannt.“

„Welchen großen Vortheil gewährt uns Das?“

„Einen ungeheuren. Die Krieger Antinahuel's lagen hinter den Bäumen verborgen und sind nun gezwungen gewesen, sich zurückzuziehen. Jetzt ist der Weg frei und wir können zu unseren Freunden gelangen, wann wir wollen.“

„Vorwärts denn!“ rief Valentin.

„Und Curumilla?“ fragte Trangoil Lanec. „Wie sollen wir ihn von unserer Anwesenheit benachrichtigen?“

„Ich habe es schon gethan,“ entgegnete Joan. „Er hat mein Signal bemerkt und erwartet uns.“

„Diese verteufelten Indianer denken doch an Alles,“ dachte Valentin, indem er seinen Schnurrbart drehte. „Nun komm, Cäsar, komm, mein guter Hund! Es müßte unglücklich zugehen, wenn es mir nicht mit dem Beistande dieser drei entschlossenen Männer gelänge, meinen Freund zu retten. Der Himmel verdunkelt sich auf eine furchtbare Weise,“ fügte er hinzu! „zum Henker, man muß sich in Acht nehmen, hier nicht seine Haut zu lassen.

Und gefolgt von Cäsar, der ihn mit dem Schwanze wedelnd ansah und die Gedanken zu verstehen schien, die seinen Herrn trübe stimmten, so ausdrucksvoll waren seine Augen, ging er hinter Trangoil Lanec her, der seinerseits in die Fußtapfen Joans trat. Zwanzig Minuten später befanden sie sich, ohne beruhigt worden zu sein, am Fuße des Felsens, von dessen Gipfel Don Tadeo und Curumilla ihnen freudige Zeichen des Willkommens machten.

XV.

In dem Rachen des Wolfes.

Wir sind gezwungen, unsere Erzählung zu unterbrechen, um die verschiedenen Ereignisse zu berichten, die sich in dem Lager der Aukas infolge des den Spaniern im Engpasse gelieferten Kampfes zugetragen hatten.

Die auf dem Gipfel der Felsen im Hinterhalte liegende Mannschaft hatte ihnen schwere Verluste beigebracht.

Die vorzüglichsten Häuptlinge der Araukaner, welche in dem erbitterten Kampfe des Morgens gesund und wohlbehalten entkamen, waren, von unsichtbaren Händen getroffen, schwer verwundet worden.

Der General Bustamente war mit seinem Pferde niedergeworfen worden und hatte eine Kugel bekommen, die zum Glück für ihn seine Haut nur streifte.

Die Araukaner, wüthend über diesen Angriff, den sie durchaus nicht erwarteten, hatten in dem ersten Anfalle des Zornes geschworen, sich zu rächen, ohne von der Stelle zu weichen.

Dieser Entschluß brachte unsere Abenteurer in eine sehr mißliche Lage.

Der General Bustamente war ohnmächtig von

dem Schlachtfeld fortgetragen und eben so wie die Linda in dem Wald versteckt worden.

Don Pancho kehrte, sofort verbunden, schnell wieder zur Besinnung zurück.

Seine erste Bemühung war, zu erfahren, wo er sich befand und was vorgegangen war.

Antinahuel sagte es ihm.

„Was denkt mein Bruder zu thun?“ fragte der General.

„Der große Adler hat mein Wort,“ entgegnete der Häuptling mit einem lauernden Blicke; „er halte sein Wort und ich werde das meinige halten.“

„Ich bin nicht doppelzüngig,“ sagte der General; „kehre ich zur Macht zurück, so werde ich dem araukanischen Volke das Gebiet wiedergeben, das ihm einst gehörte.“

„Dann befehle mein Vater und ich werde gehorchen,“ erwiderte Antinahuel.

Ein Lächeln des Stolzes verzog die Lippen des Generals; er sah ein, daß für ihn noch nicht Alles verloren sei und bereitete sich darauf vor, keck die letzte Partie zu spielen, von der sein Glück oder sein Untergang abhing.

„Wo sind wir?“ fragte er.

„Den Bleichgesichtern gegenüber, die uns so hart begrüßten, als wir vor einer Stunde auf die Ebene gelangten.“

„Und was denkt mein Bruder zu thun?“

„Mich ihrer zu bemächtigen," antwortete Antinahuel. „Die Menschen müssen sterben!"

Mit diesen letzten Worten grüßte er den General und entfernte sich.

Nach seiner Entfernung versank Don Pancho in eine finstere Melancholie. Die Hartnäckigkeit der Aukas, eine Hand voll Abenteurer zu vernichten, deren Widerstand ohne Zweifel lange dauerte, konnte den Plan gefährden, der bereits in seinem Kopfe reifte und den Patrioten Zeit gewähren, sich auf einen neuen Kampf vorzubereiten.

Zum Gelingen seiner Pläne war Schnelligkeit die Bedingung sine qua non, und er verwünschte den Stolz der Indianer, der sie einem Erreichen einer vergeblichen Unternehmung, die keinen anderen Zweck, als den Tod weniger Menschen hatte, Fragen opfern ließ, welche für ihn von so hoher Wichtigkeit waren.

Den Kopf traurig in die Hand gestützt, versank er in diese Betrachtung, als man ihn leise beim Kleide zupfte.

Er wendete sich überrascht um und unterdrückte mit Mühe einen Schrei des Abscheues.

Dona Maria stand vor ihm, die Kleider zerrissen, mit Blut und Koth bedeckt, das Gesicht mit Bandagen umgeben.

Die Courtisane bemerkte den Eindruck, den sie auf den Mann gemacht hatte, welcher sich bis dahin vor

ihr gebeugt und ihren geringsten Launen gehorcht hatte, und sie erkannte, daß mit ihrer Schönheit auch seine Liebe verschwunden sei. Ein bitteres Lächeln verzerrte ihre Lippen.

„Ich flöße Ihnen Abscheu ein, Don Pancho?“ sagte sie langsam und mit einem Tone unbeschreiblicher Traurigkeit.

„Senora!“ sagte lebhaft ~~der Graf.~~ General

Sie unterbrach ihn.

„Lassen Sie sich nicht zu einer Lüge herab, die Ihrer wie meiner unwürdig ist. Was hat Das Staunenerregendes, was vorgeht? Ist es nicht immer so?“

„Senora, glauben Sie —“

„Sie lieben mich nicht mehr, sage ich Ihnen, Don Pancho; ich bin jetzt häßlich,“ fuhr sie mit Bitterkeit fort. „Habe ich Ihnen übrigens nicht Alles geopfert? Es blieb nur noch meine Schönheit übrig und auch diese gab ich mit Freuden hin.“

„Ich will nicht auf die versteckten Vorwürfe antworten, die Sie an mich richten, sondern hoffe, Ihnen durch Thaten zu beweisen, daß —

„Lassen wir,“ unterbrach sie ihn heftig, „diese Alltäglichkeiten, von denen weder Sie noch ich ein Wort glaube. Wenn die Liebe uns nicht mehr vereinigen kann, so sei der Haß das Band, das uns aneinander fesselt; wir haben denselben Feind.“

„Don Tadeo von Leon!“ sagte er zornig. „Ja, Don Tadeo von Leon, der, welcher uns vor wenigen Tagen so schmachvoll gedemüthigt hat.“

„Aber ich bin jetzt frei!“ rief er mit einem fürchterlichen Ausdrucke.

„Was Sie mir danken!“ sagte sie mit besonderer Betonung, „denn alle Ihre feigen Anhänger hatten Sie verlassen.“

„Ja,“ erwiederte er, „es ist wahr, Sie allein blieben mir treu!“

„So sind die Weiber; sie begreifen halbe Gefühle nicht und wäre auch Alles klar ausgesprochen; sie lieben oder sie hassen. Doch genug über dies Capitel; Sie müssen Sich beeilen, Ihre Freiheit zu benutzen. Sie kennen die Gewandtheit und die kalte Tapferkeit Ihres Feindes; wenn Sie ihm die Zeit dazu lassen, so wird er in wenigen Tagen ein Koloß sein, dessen Granitsockel Sie nicht umzuwerfen vermögen.“

„Ja,“ murmelte er, wie zu sich selbst sprechend, „ich weiß es, ich fühle es, Zögern heißt Alles verlieren! Aber was ist zu thun?“

„Zunächst nicht verzweifeln und dann Alles prüfen, was hier vorgeht. „Ha!“ fügte sie hinzu, indem sie sich vorwärts bog, „hören Sie den Lärm? Es ist vielleicht die erwartete Unterstützung, die uns wird.“

Es entstand eine große Bewegung in dem Walde; es war die Escorte Don Ramon's, die umzingelt und

von den Indianern niedergemacht oder gefangen genommen wurde.

Antinahuel erschien mit einem Manne, den die Beiden sogleich erkannten.

Dieser Mann war Don Ramon Sandias.

Als er die Linda bemerkte, machte er einen Sprung rückwärts, und wenn der Häuptling ihn nicht gehalten hätte, so würde er entflohen sein, auf die Gefahr hin, von den Indianern getödtet zu werden.

„Elender!" schrie der General und packte ihn an der Kehle.

„Halt!" sagte die Linda, indem sie den Senator los machte, der mehr todt als lebendig war.

„Wie? Sie vertheidigen diesen Menschen?" rief der General im höchsten Grade erstaunt. „Wissen Sie denn nicht, wer er ist? Nicht genug, daß er mich mit seinem Mitschuldigen Cornejo schändlich verrathen hat, ist er auch noch der, welcher Ihnen diese fürchterliche Wunde beibrachte."

„Ich weiß das Alles," entgegnete die Linda mit einem Lächeln, welches den armen Teufel mit Gänsehaut überlaufen ließ, da er glaubte, daß seine letzte Stunde gekommen sei; aber," fuhr sie fort, „die Religion gebietet Vergessen und Verzeihung bei empfangenen Beleidigungen; ich vergesse und verzeihe Don Ramon Sandias und Sie werden es eben so machen wie ich, Don Pancho!"

„Aber....“ wollte dieser sagen.

„Sie werden es eben so machen wie ich!“ entgegnete sie mit ruhiger Stimme und einem bedeutungsvollen Blicke.

Der General erkannte, daß die Linda irgend einen Gedanken hegte und beharrte nicht weiter auf seinem Willen.

„Gut!“ sagte er, „da Sie es wünschen, Dona Maria, so verzeihe ich ebenfalls. „Hier Don Ramon, ist meine Hand!“ fügte er hinzu, indem er sie ihm reichte.

Der Senator wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen dürfe, aber jedenfalls ergriff er mit Eifer die Hand, die ihm geboten wurde und schüttelte sie aus Leibeskräften.

Antinahuel lächelte voll Verachtung über diesen Auftritt, dessen Tragweite er seiner Arglist ungeachtet nicht ahnte.

„Wenn Dem so ist,“ sagte er, „so lasse ich Sie bei einander. Es ist nutzlos, diesen Gefangenen zu fesseln.“

„Vollkommen nutzlos,“ bestätigte Don Pancho.

„Ja!“ sagte der Toqui, „ich sehe, daß Sie sich verstehen.“

„Man kann sich nicht besser verstehen, Häuptling, nicht besser,“ entgegnete der General mit einem Lächeln von unbeschreiblichem Ausdruck.

Antinahuel entfernte sich.

Sobald Don Ramon mit der Linda und dem General allein war, ließ er seiner Dankbarkeit den vollen Zügel schießen.

„Ach, meine theuern Wohlthäter!“ rief er voll Enthusiasmus und eilte auf sie zu.

„Einen Augenblick, Caballero!“ sagte Don Pancho; „wir haben jetzt mit einander zu sprechen.“

Erschrocken blieb der Senator stehen.

„Haben Sie denn geglaubt,“ sagte die Linda, „daß ein Schuft Ihrer Art uns das geringste Mitleid einflößen könnte?“

„Uns lag nur daran,“ ergänzte der General, „Sie allein in unserer Gewalt zu haben.“

„Nicht wahr,“ sagte die Linda, „Sie erkennen, daß Sie ganz in unserer Gewalt sind, und daß wir Sie tödten können, sobald wir wollen?“

Der Senator stand vernichtet da.

„Jetzt,“ fügte der General hinzu, „antworten Sie bestimmt auf die Fragen, die an Sie gerichtet werden sollen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß eine Lüge sie um den Kopf bringt.“

Der Senator zitterte heftig.

„Wie kommen Sie hierher?“

„Oh, auf die einfachste Weise, General; ich bin so eben von den Indianern überfallen worden.“

„Wohin wollten Sie?"

„Nach Santiago."

„Allein?"

„Nein, zum Teufel!" „Ich hatte eine Escorte von fünfzig Reitern." Ach," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „das waren nicht genug."

Bei dem Worte Escorte warfen der General und die Linda sich einen Blick des Einverständnisses zu.

Don Pancho setzte sein Verhör fort.

„Was wollten sie in Santiago?"

„Ach, ich bin die Politik überdrüssig. Meine Absicht war, mich auf meine Quinta in die Mitte meiner Familie zurückzuziehen."

„Sie hatten keinen andern Zweck?" fragte der General.

„Meiner Treu, nein!"

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Ganz gewiß." — „Ach, warten Sie," sagte er sich besinnend, „ich hatte einen Auftrag."

„Aha! sehen Sie wohl?"

„Ach mein Gott! ich hatte ihn vergessen."

„Hm! Und was war dies für ein Auftrag?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie? Sie wissen es nicht?"

„Meiner Treu! nein; ich hatte eine Depesche zu übergeben."

„Geben Sie her!"

„Hier ist sie!“

Der General nahm sie, brach das Siegel und überflog sie schnell.

„Pah!“ sagte er, sie zerdrückend, „diese Depesche hat keinen gesunden Sinn und Menschenverstand; sie gehört zu denen, welche man Leuten Ihrer Art anvertraut.“

Der Senator that, als nähme er diese Aeußerung für eine Schmeichelei.

„Das dachte ich auch,“ sagte er mit einem Lächeln, welches angenehm sein sollte, das aber seine Züge vor Schrecken verzerrte, so daß er wider Willen ein abscheuliches Gesicht schnitt.

Bei dieser Antwort konnte der General seine Ernsthaftigkeit nicht bewahren; er brach in ein lautes Gelächter aus und der Senator stimmte ein, ohne zu wissen, weshalb.

Dona Maria machte dieser Lustigkeit ein Ende, indem sie das Wort ergriff.

„Don Pancho,“ sagte sie, „begeben Sie sich zu Antinahuel! Es ist von Wichtigkeit, daß er morgen mit Tagesanbruch eine Unterredung mit den Abenteurern fordert, die dort oben wie Geier auf dem Felsen horsten.“

„Aber er wird es verweigern,“ bemerkte der General verwundert.

„Er muß es annehmen; sorgen Sie dafür, ihn zu überzeugen!“

„Ich werde es versuchen.“

„Es muß Ihnen gelingen!“

„Es wird mir gelingen, da Sie es wollen.“

„Während Ihrer Abwesenheit werde ich mit diesem Menschen sprechen.“

„Nach Belieben; ich gehe.“

Welcher Gründe der General sich bediente, um den Toqui dahin zu bringen, mit den Belagerten zu parlementiren, wissen wir nicht, gewiß aber ist es, daß es ihm gelang.

Als er wieder zu Doñà Maria kam, beendigte diese ihre Unterhaltung mit dem Senator, indem sie spöttisch zu demselben sagte:

„Richten Sie sich ein, wie Sie wollen, mein werther Herr; scheitern Sie, so liefere ich Sie den Indianern aus und diese verbrennen Sie lebendig.“

„Hm!“ sagte Ramon voll Entsetzen, „wenn sie erfahren, daß ich es war, der es that, was wird mir dann geschehen?“

„Sie werden verbrannt.“

„Der Teufel! Die Aussicht ist nicht angenehm. Offen gestanden, könnten Sie nicht irgend Jemandem anders diesen Auftrag geben?“

Dona Maria lächelte fein.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte sie, „Sie werden mich zu Ihrer Mitschuldigen haben — ich werde Ihnen helfen.“

„Oh!“ rief er freudig, „dann gelingt es mir sicher.“

Die Linda hielt Wort; sie half ihm, den kühnen Plan ausführen, den sie entworfen hatte.

Don Pancho unterließ es, die Courtisane zu fragen. Er wußte, daß sie für ihn arbeitete und Das genügte ihm. Er wartete geduldig, bis sie es für passend erachte, ihm ihre vertrauten Mittheilungen zu machen.

XVI.

Die Capitulation.

Kehren wir jetzt in die Hütte zu der Berathung zurück, die der Graf von Prébois=Crancé mit dem General hielt.

Don Pancho Bustamente war selbst zu muthig, um nicht den persönlichen Muth auch bei einem Andern zu lieben und zu schätzen.

Die stolze und zuversichtliche Haltung, welche der junge Mann angenommen hatte, gefiel ihm; nach der Antwort, die er gegeben, wußte er ihm dieselbe sogar Dank und sagte, sich verneigend:

„Ihre Bemerkung ist vollkommen richtig, mein Herr —“

„Graf von Prébois-Crancé,“ ergänzte der Franzose, indem er sich verneigte.

In Amerika, diesem Lande der Gleichheit par excellence, wie wenigstens die Leute behaupten, die nie hingekommen sind, existirt der Adel nicht. Die Titel sind folglich dort unbekannt. Gleichwohl giebt es kein Land in der Welt, wo dieser Adel und diese Titel eine größere Wirkung äußern. Ein Graf oder ein Marquis werden in den Ländern, die sie besuchen, als Leute höherer Art betrachtet, und was wir hier sagen, bezieht sich nicht blos auf Südamerika, wo nach dem alten Gesetze, daß jeder Castilier ein Edelmann ist, die Nachkommen der Spanier mit gutem Rechte den Adel in Anspruch nehmen könnten, sondern ganz besonders auch in den Vereinigten Staaten herrscht der Einfluß der Titel.

Der unsterbliche Fenimore Cooper hat übrigens schon vor uns in seinen Romanen diese Bemerkung gemacht. Woher diese Anomalie bei den wilden Republikanern? Wir erklären uns für incompetent, diese Frage zu beantworten und überlassen es Andern, die

in die Geheimnisse des menschlichen Herzens besser eingeweiht sind, die brennende Frage zu lösen.

Der General und der Senator betrachteten den jungen Mann mit einer sympathetischen Neugier und Don Pancho sagte nach einem Augenblicke:

„Erlauben Sie mir, Herr Graf, vor jeder andern Frage die, wie es kommt, daß Sie sich unter den Menschen befinden, die wir belagern?“

„Aus der einfachsten Ursache von der Welt,“ entgegnete Ludwig mit feinem Lächeln: „ich reiste mit einigen Freunden und mehreren Dienern. Gestern kam der Lärm eines Kampfes bis zu uns. Ich erkundigte mich natürlich nach Dem, was vorging und während dessen verschanzten sich einige spanische Soldaten auf dem Gipfel eben des Berges, auf dem auch ich selbst eine Zuflucht gesucht hatte, da ich keine Absicht hatte, in die Hände der Sieger zu fallen, wenn diese Sieger die Araukaner sein sollten, welche man als grausam, als Menschen ohne Treu und Glauben schilderte. Die in dem Engpasse begonnene Schlacht hat auf der Ebene fortgedauert. Die Soldaten, welche nur ihren Muth zu Rathe zogen, schossen auf den Feind und diese Unbesonnenheit war uns verderblich; denn dadurch wurden wir entdeckt.“

Der General und der Senator wußten sehr gut, woran sie sich hinsichtlich der Wahrheit dieses Berichtes zu halten hatten; als Leute von Welt aber schienen sie

demselben vollkommen zu glauben. Ueberdieß wurde er mit viel Laune erstattet und mit einer so großen Zuversicht, daß sie ihn lächelnd anhörten.

Antinahuel und der schwarze Hirsch nahmen ihn buchstäblich.

„Also, Herr Graf," antwortete der General, „sind Sie der Commandant der Garnison?"

„Ja, Herr —"

„General Don Pancho Bustamente."

„Ach, Verzeihung!" sagte mit dem Wesen der Ueberraschung der junge Mann, der sehr gut wußte, mit wem er sprach, „ich wußte nicht, Herr General —"

Don Pancho lächelte stolz.

„Und diese Garnison ist zahlreich?" fragte er weiter.

„So ziemlich," entgegnete leichthin der Graf.

„Dreißig Mann vielleicht?" sagte der General mit besonderer Betonung.

„Ja, so ungefähr," bestätigte der Graf mit Zuversicht.

Der General stand auf.

„Was, Herr Graf?" rief er mit verstelltem Zorne, „mit dreißig Mann denken Sie fünfhundert araukanischen Kriegern, von denen Sie umzingelt sind, Widerstand zu leisten?"

„Und weshalb nicht, mein Herr?" antwortete kalt der junge Mann.

Indem er diese Worte sprach, war der Ton des Franzosen so fest, sein Auge schoß solche Blitze, daß die Anwesenden ihn voll Bewunderung betrachteten.

„Aber das ist Thorheit!" entgegnete der General.

„Nein, Herr General, es ist Muth!" erwiederte der Graf. „Bei Gott! Sie, die Sie mich hören, Sie sind sämmtlich unerschrockene Männer, welche meine Sprache nicht in Verwunderung setzen kann, und an meiner Stelle würden Sie ebenfalls so handeln!"

„Ja!" sagte Antinahuel, „mein Bruder, der Muruche, spricht gut; er ist ein großer Häuptling unter den Kriegern seiner Nation, und die Aukas werden stolz sein, ihn zu besiegen."

Der General runzelte die Stirn; das Gespräch nahm eine Wendung, die ihm nicht gefiel.

„Versucht es, Häuptling," entgegnete der junge Mann voll Stolz, „aber der Fels, der uns schützt, ist hoch, und wir sind entschlossen, uns eher tödten zu lassen, als uns zu ergeben."

„Hören Sie, Herr Graf," sagte der General mit versöhnendem Tone, „dies Alles scheint mir nur ein Mißverständniß zu sein. Soviel ich weiß, ist Frankreich nicht im Kriege mit Chili?"

„Das muß ich gestehen,“ entgegnete Ludwig.

„Es scheint mir daher leichter, uns zu verständigen, als Sie zu vermuthen glauben.“

„Meiner Treu! Ich sage ihnen ganz offen, daß ich nach Amerika gekommen bin, um zu reisen und nicht, um mich zu schlagen und daß ich Das gern vermieden haben würde, was gestern geschehen ist.“

„Nun wohl! So ist Nichts leichter, als die Zwistigkeiten zu beendigen.“

„Das wird mir sehr lieb sein.“

„Und mir ebenfalls.“

„Und Ihnen, Häuptling?“ sagte er zu Antinahuel.

„Mein Bruder ist der Meister; was er thut, ist wohlgethan.“

„Gut denn!“ fuhr der General fort, „so hören Sie meine Bedingungen. Sie, Herr Graf, und alle Franzosen, die Sie begleitet haben, sind frei und können gehen, wohin sie wollen; aber die Chilier und die Aucas, wer sie auch sein mögen, die sich unter Ihrer Truppe befinden, werden uns augenblicklich ausgeliefert.“

Der Graf runzelte die Stirn, stand auf und nachdem er die Anwesenden mit Höflichkeit gegrüßt hatte, verließ er entschlossenen Schrittes die Hütte.

Die vier Männer sahen sich einen Augenblick er=

staunt an; dann eilten sie ihm, wie von einem gleichzeitigen Impulse getrieben, nach.

Der Graf ging ruhigen Schrittes dem Felsen zu.

Der General erreichte ihn in einiger Entfernung von der Verschanzung.

„Wohin wollen Sie, Herr Graf, und weshalb entfernen sie sich so schnell, ohne uns einer Antwort zu würdigen?“

Der junge Mann blieb stehen.

„Herr General,“ sagte er kurz, „nach einem solchen Vorschlage ist jede Antwort unnütz.“

„Es scheint mir indeß — — “

„Pfui! Herr General. Dringen Sie nicht weiter in mich! Ich kehre zu meinen Gefährten zurück, und vernehmen Sie, daß Alle, die jetzt unter meinem Befehle sind, mir bis zum Ende folgen werden, wie ich ihnen. Sie zu verlassen, hieße eine Feigheit begehen; die beiden Häuptlinge der Aukas, die uns hören, sind, wie ich überzeugt bin, Männer von Herz und werden begreifen, daß ich jede Unterhandlung abbrechen muß.“

„Mein Bruder spricht gut,“ sagte Antinahuel; „aber Krieger sind getödtet worden und das vergossene Blut muß gerächt werden.“

„Das ist richtig,“ bemerkte der junge Mann, „ich

ziehe mich daher auch zurück, denn meine Ehre verbietet mir, länger hier zu bleiben und noch ferner das Ohr Vorschlägen zu leihen, die ich für unannehmbar halte."

Indem der Graf so sprach, war er weiter gegangen und alle fünf Männer hatten das Lager verlassen, gewissermaßen ohne es zu bemerken, so daß sie nur noch eine kurze Strecke von der improvisirten Citadelle entfernt waren.

„Indeß, Herr Graf," bemerkte der General, „sollten Sie wenigstens Ihre Gefährten benachrichtigen, ehe sie so eine unbedingt abschlägliche Antwort ertheilen."

„Sie haben Recht!" sagte der Graf mit spöttischem Lächeln.

Er zog sein Taschenbuch heraus, schrieb einige Worte auf ein Blatt desselben, riß es aus und faltete es zusammen.

„Sie sollen sogleich befriedigt werden," sagte er und sich gegen den Felsen wendend, hielt er die Hände an den Mund und rief so, wie durch ein Sprachrohr:

„Laßt einen Lasso herab!"

Beinahe unmittelbar darauf wurde ein langer lederner Riemen durch eine der Schießscharten herabgeworfen und das eine Ende desselben fiel am Fuße des Felsens nieder.

Der Graf nahm einen Stein, wickelte ihn in das Blatt Papier, befestigte ihn am Lasso und dieser wurde in die Höhe gezogen.

Der junge Mann kreuzte hierauf die Arme über der Brust und sich zu seinen Begleitern wendend, sagte er:

„Sie werden bald die Antwort empfangen."

Eine gewisse Aufregung herrschte in diesem Augenblicke unter den Aukas. Ein Indianer kam in voller Hast herbeigelaufen und flüsterte in's Ohr Antinahuels einige Worte, welche diesen zu erschrecken schienen.

Der General wechselte mit dem Senator einen bedeutungsvollen Blick.

Plötzlich öffneten sich die beweglichen Festungswerke auf dem Gipfel des Felskegels wie durch einen Zauberschlag und die Oberfläche zeigte sich bedeckt mit chilischen Soldaten, die Gewehre in den Händen hielten; eine Strecke vor ihnen stand Valentin mit seinem Hund Cäsar.

Nur Don Tadeo und die beiden indianischen Häuptlinge waren nicht sichtbar.

Valentin lehnte sich nachlässig auf sein Gewehr.

Der Graf wußte nicht, ob er seinen Augen trauen

sollte und fragte sich vergeblich, wo sein Freund diese zahlreichen Soldaten angeworben hatte.

Indeß ließ er sich sein Staunen durchaus nicht merken, wendete sich ruhig zu den Häuptlingen und sagte ihnen mit spöttischem Lächeln.

„Ihr sehet, daß die Antwort nicht auf sich warten ließ; hört nun auch, wenn ich bitten darf.“

„Herr Graf!“ schrie Valentin mit einer Donnerstimme, „im Namen Eurer Gefährten, die mich beauftragen, Euch zu antworten, soll ich Euch sagen, daß Ihr Recht hattet, die schmachvollen Vorschläge zurückzuweisen, die Euch angeboten wurden; wir sind unserer hundert und fünfzig Mann und entschlossen, eher zu sterben, als uns zu ergeben.“

Die Zahl hundert und fünfzig brachte eine große Wirkung bei den Häuptlingen der Aukas hervor und zwar um so mehr, da sie soeben die Nachricht erhalten hatten, daß ihre chilischen Gefangenen mit Waffen und Bagage aus dem Lager entkommen wären und sich den Belagerten angeschlossen hätten.

Brauchen wir noch erst zu erklären, daß diese Flucht der Gefangenen zwischen Dona Maria und dem Senator verabredet und durch sie ausgeführt war?

Das war der Plan, den sie entworfen hatte, um

die Araukaner zu zwingen, die Belagerung aufzugeben, ein Plan, der ebenso wie alle anderen, die dieses dämonische Weib entwarf, durch seine Kühnheit selbst gelingen mußte.

Der Graf, der als Stellvertreter einer Garnison, die nur drei Mann zählte, eine so stolze Sprache geführt hatte, war nicht in der Laune, jetzt, wo das Glück ihm so sichtbar lächelte, seinen Stolz zu vermindern.

„Es ist abgemacht," rief er Valentin zu, und indem er sich zu den Häuptlingen wendete, sagte er:

„Wie Ihr seht, sind meine Gefährten meiner Meinung."

„Was verlangt mein Bruder?" fragte Antinahuel.

„O, mein Gott!" erwiederte der junge Mann, „weiter Nichts, als ganz einfach abzuziehen. Ich bin nicht ehrgeizig; wir sind sämmtlich tapfere Männer; weshalb sollten wir uns also ohne hinreichenden Grund gegenseitig umbringen? Das wäre lächerlich. Ihr kehrt in Eure Verschanzung zurück und gebt mir Euer Ehrenwort, dieselbe nicht vor drei Stunden zu verlassen. Während dieser Zeit ziehe ich mit meinen Truppen von dem Posten, den ich bis jetzt eingenommen habe, mit Waffen und Gepäck und ohne in die Ebene herabzusteigen, ab. Sobald ich fort bin, hebt Ihr Euer Lager

auf und zieht Euch nach Eurer Seite zurück, ohne einen Versuch zu machen, meinen Rückzug zu beunruhigen. Sagen diese Bedingungen Euch zu?"

Antinahuel, der schwarze Hirsch und der General beriethen sich noch einen Augenblick mit leiser Stimme.

„Wir nehmen sie an," sagte Antinahuel, „mein junger, bleicher Freund ist ein großes Herz; er und seine Mosotonen können sich unbehindert entfernen, wohin sie wollen."

„Gut!" erwiederte der Graf, indem er die Hand schüttelte, welche der Toqui ihm reichte. „Ihr seid ein tapferer Kriegerhäuptling und ich danke Euch; aber ich habe noch eine Bitte an Euch zu richten."

„Mein Bruder erkläre sich und wenn ich sie ihm gewähren kann, so soll es geschehen," erwiederte Antinahuel.

„Nun wohl!" sagte der junge Mann herzlich, „thut die Dinge nicht halb, Häuptling. Gestern habt Ihr Euch einiger spanischen Gefangenen bemächtigt; gebt sie mir heraus!"

„Diese Gefangenen sind frei," entgegnete der Toqui mit einem gezwungenen Lächeln, „sie befinden sich bereits bei ihren Brüdern auf dem Felsen."

Ludwig begriff jetzt, woher die unerwartete Vermehrung der Garnison rührte.

„So bleibt mir also Nichts, als mich zurückzuziehen," entgegnete er.

„Verzeihung!" rief der Senator, der mit Freuden die Gelegenheit benutzte, um sich so schnell als möglich von Dona Maria und dem General zu entfernen, deren Gesellschaft ihm nur sehr wenig zusagte; „ich befand mich auch unter diesen Gefangenen."

„Das ist richtig," bemerkte Don Pancho, „was bestimmt mein Bruder?"

„Nun, daß dieser Mensch ebenfalls gehe!" erwiederte Antinahuel achselzuckend.

Don Ramon ließ sich Dies nicht wiederholen und folgte eifrig dem Grafen.

Ludwig grüßte höflich die Häuptlinge und erreichte die Höhe, wo seine Gefährten ihn voll Besorgniß erwarteten.

Die Vorbereitung zum Aufbruch währte nicht lange.

Der Senator besonders hatte Eile, sich zu entfernen, so sehr fürchtete er, wieder in die Gewalt Derer zu gelangen, denen er nur wie durch ein Wunder entkommen war.

Wenn Dona Maria und der General nur eine Ahnung davon gehabt hätten, daß der Mann, den sie so glühend haßten und gegen den sie sich verbunden hatten, mit unter Denen sei, an deren Rettung sie so

eifrig gearbeitet, wie groß würde dann ihr Grimm gewesen sein!

Einige Stunden später waren diese Orte wieder in ihre gewöhnliche Einsamkeit und Stille versunken, welche nur zuweilen durch den Flug des Condors oder das erschreckte Laufen des Guanaccos gestört wurde.

Chilier und Araukaner waren verschwunden.

Ende des vierten Bandes.

Druck von C. H. Voigt in Penig.